

Franz Theodor Wangenheim



**JACOB VON MOLAY
DER
LETZTE TEMPLER**

II

Franz Theodor Wangerheim

**JACOB VON MOLAY
DER
LETZTE TEMPLER**

Zweiter Band

Historischer Roman

St. Jean d'Angeli
Verlag von Joh. Fr. Hammerich, Altona
1838

Inhaltsverzeichnis	
Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	12
Drittes Kapitel	21
Viertes Kapitel	34
Fünftes Kapitel	48
Sechstes Kapitel	61
Siebentes Kapitel	71
Achtes Kapitel	82
Neuntes Kapitel	92
Zehntes Kapitel	107
Elftes Kapitel	121
Zwölftes Kapitel	138

Erstes Kapitel

Mit genauer Not hatte der zweiundzwanzigste Großmeister der Tempelherren, der Vorgänger des Jakob von Molay, Thibaud Gaudin, bei dem gänzlichen Verlust des Gelobten Landes, die Reliquien und einen Teil des Schatzes nach Zypern gerettet. Al-Malik al-Aschraf Salah ad-Din Chalil, Sultan von Ägypten, war es, der dem unerforschlichen Willen des Himmels zum Werkzeug diente. Die letzte Stadt, welche die Christen im Orient innehatten, das feste Akkon belagerte er im Jahre 1291 ganze sechs Wochen, eroberte, zerstörte und verwüstete es. Dreißigtausend Christen hauchten unter den Schwertern der Sarazenen ihr Leben aus. Akkon hatte sich wacker verteidigt. Seine besten Mannen waren die Tempelherren unter ihrem Großmeister Guillaume de Beaujeu, welcher jedoch sogleich zu Beginn des Sturmes auf das St.-Antons-Tor den Tod empfing. Nur zehn Tempelherren entrannten dem Tod, indem sie mit den Reliquien und einem Teil des Schatzes zu Schiff flüchteten.

In Europa war man über den schrecklichen Ausgang dieses Kreuzzuges sehr betreten. Es wurde hin und her erwogen, aber es kam nichts Erhebliches zustande. Nur Bonifaz VIII. empfahl im Jahr 1298 den Großmeister Jakob von Molay und den Orden selbst dem König Johann von Zypern mit allem Nachdruck, dessen ein Papst sich bedienen durfte. Jakob von Molay ordnete zu Nemosia in Zypern alles mit der weisesten Umsicht, sodass er nach langem Feiern endlich mit dem Beherrscher von Tyrus, Almarich, ein Bündnis schloss, in Syrien einfiel und Tortosa eroberte. Doch lange konnte er diese Eroberung nicht behaupten. Der Sultan von Kairo vertrieb ihn, doch brachte der Großmeister große

Schätze von diesem Kriegszug zurück.

Um bei der ersten sich anbietenden Gelegenheit wohlgerüstet den Feind wieder anfallen zu können, verhielt sich der Großmeister in Nemosia ruhig, setzte vorsichtig Stadt und Hafen in den besten Verteidigungsstand, rüstete die Seemacht des Ordens aus und waltete überhaupt, als ob er im Mutterhaus des Ordens, in Jerusalem säße. Nemosia war jetzt der Hauptsitz der Tempelherren. Von hier reichte des Großmeisters Befehl bis in den höchsten Norden Europas, welch Wunder daher, dass hier sich die Schätze aus allen Landen häuften? Aus den Provinzen des Ordens im Norden kamen zwar ungünstige Berichte, doch konnte der Großmeister nicht augenblicklich die Verlegenheiten derselben beseitigen, da er, ein wackerer Streiter für das Kreuz, bald genug den Sultan wieder anfiel und an jedem Tag neue Lorbeeren erntete.

Auch als Staatsmann musste Jakob von Molay nicht minderen Wert haben denn als Heerführer. Elf Provinzen beherrschte der Großmeister: Jerusalem mit dreizehn großen Besitzungen, Chateau Pellerin, Burg Saphet, das Tempelhaus zu Akra, die Bergfestung Dock zwischen Jericho und Bethel, Faba unweit Tyrus, einige kleinere Bergfestungen bei Akra, fünf an der Zahl, das Haus zu Gaza, die Burg beim Jakobspass jenseits des Jordans, das Haus zu Jaffa, die Burg Assur, Gerinum parvum und endlich die Burg Beaufort - von dieser Provinz besaß freilich der Orden nichts mehr, jedoch musste insofern auf sie Rücksicht genommen werden, da stets nach deren Wiederhabhaftwerden gestrebt wurde -, die Provinz Tripolis mit der wichtigen Festung Castel Benno und den Häusern zu Tripolis, Tortosa, Laodicea, Sidon, Tyrus und Berytus. Auch zwei Festungen in der Nähe von

Sidon gehörten zu dieser Provinz, welche ebenfalls dem Orden jetzt verloren gegangen waren; die Provinz Antiochien, in welcher der Orden so viel Güter hatte, dass sie zwanzigtausend Byzantinen wert waren. Auch diese Provinz ging mit den beiden Ersteren verloren und Zypern, obwohl die Tempelherren dort ihr Mutterhaus aufbauten, hatte man noch nicht mit dem Namen Provinz belegt. Sie besaßen in Zypern Nemosia, Nikosia, Gastira und die unüberwindliche Burg Colossa.

Im Abendland waren die Provinzen Portugal mit vier Besitzungen, Kastilien und Leon, von denen Kastilien allein vierundzwanzig Balleien zählte. Von diesen vierundzwanzig Balleien waren eben so viele kleinere Häuser abhängig.

Die Provinz Aragonien bestand hauptsächlich aus Festungen, und zu ihr gehörte noch die große Tempelkommende von Mallorca in der Hauptstadt Palma.

Die Provinz Frankreich und Anvergne, mit Inbegriff von Flandern und den Niederlanden; die größte, mächtigste und reichste Provinz.

Die Provinzen Normandie, Poitou und Provence. Die Hauptsitze dieser letzten vier Provinzen waren: für Frankreich der Tempel in Paris, für die Normandie la Ville Dieu en la Montagne, für Poitou oder Aquitanien das Tempelhaus zu Poitiers und für die Provence das Tempelhaus zu Montpellier. Die Provinz England, welche allein zehn Balleien zählte und in welcher alle Tempelherren in England, Schottland und Irland unter einen Großpräzeptor von England standen. Wie bedeutend diese einzige Provinz gewesen sein müsse, erhellt aus dem Umstand, dass diese zehn Balleien siebenzehn Präzepturen zählten.

Die Provinz Deutschland mit ihren acht Großprioreien.

Die Provinz Ober- und Mittelitalien, welche so bedeutend war, dass ein Provinzialmeister, namens Montecuccho, über alle Besitzungen und Häuser des Ordens in der Lombardei, Toskana, dem Patrimonio Petri, Rom, Spoleto, der Mark Ancona, Kampanien und Sardinien gebot.

Die Provinz Apulien und Sizilien.

Wie ungeheuer der Wert des Tempelherrenbesitzes war, erhellt schon aus dem Umstand, dass jede Kommende mehrere Häuser und Ländereien unter sich hatte. Wenn auch nicht alle Priorate so reichhaltig waren wie das Priorat St. Gilles in der Provence, welches allein vierundfünfzig Kommenden enthielt, so ist doch ein Schluss, dass der Orden trotz irgendeines gebietenden Herrn Besitztum hatte, mit Recht zu ziehen. Die Anzahl der Kommenden im Abendland beläuft sich auf neuntausend! Überdies hatte der Orden in jeder Provinz Kirchen, Kapellen, Zehnten, Bauernhöfe, Dörfer, Meiereien, Mühlen, Holzungen, Grasungen, Fischeereien, Wildbahn, wie auch das Recht, Jahrmärkte an mehreren Orten zu halten.

Konnte sich wohl ein Kaiser selbst mit all seinen Ländern, seinen Schätzen, dem Großmeister eines solchen Ordens gleich stellen? Und Jakob von Molay war zu dieser höchsten Würde, zu dieser Macht, diesem Reichtum gelangt. Sein Geist musste durch alle christlichen Staaten walten. Nicht allein musste er der vorzüglichste Krieger sein, sondern auch der tüchtigste Staatsmann. Auf alle Welthändler übte er einen großen Einfluss aus, und wie wohl überlegt er stets handeln musste, das brachte schon der Umstand mit sich, dass er ohne Beistimmung seines Konvents nichts Großes unternehmen durfte. Nur der Pabst war über ihm, und dennoch musste er seinen Mitbrüdern, die ihn zur höchsten Würde

berufen hatten, Gehorsam schwören. Es ist leicht, ein unumschränkter Gebieter zu sein; aber schwer ist es, die Herrenwürde unter den Verhältnissen eines Ordensmeisters der Tempelherren zu behaupten.

Das Regiment in einer so weit verbreiteten, gliederreichen Körperschaft zu handhaben, machte auch andere Männer von hohen Würden notwendig. Die Ordnung musste alles bestehen machen und so waren denn auch Stellvertreter des Meisters. War sein Platz durch den Tod erledigt, so vertrat der Großprior seine Stelle, bis die Wahl eines neuen Meisters stattgefunden hatte. Dann aber hörte selbst der Name eines Großpriors auf. War der Meister nicht zugegen, so vertrat der Seneschall seine Stelle. Dieser musste daher um alle Angelegenheiten des Ordens wissen. Das Heer selbst führte der Marschall an, wenn es zur Schlacht ging. Das Ordenspanier hatte er, Rüstungen und Ställe standen unter seiner Aufsicht. Er ernannte einen Untermarschall und einen Pannerer. Bei einem so kriegerischen Orden war der Marschall einer der hochwichtigsten Männer. Wenn der Meister im Königreich Jerusalem verstarb, so vertrat er bis zur Wahl eines Großpriors seine Stelle.

Durch des Schatzmeisters Hände gingen alle Einnahmen und Ausgaben des Ordens. Er musste stets bereit sein, dem Meister und den ältesten Brüdern Rechenschaft zu geben. Mit ihm stand der Drapier der Kleiderkammer vor. Dieser sorgte für die Kleidung der Ritter und Brüder, für ihre Rüstungen und war im Krieg dem Marschall Gehorsam schuldig. Der Turkopolier war Befehlshaber und Anführer der leichten Reiterei. Der Turkopolier war jedoch einem Ritterkomtur, sobald dieser zehn Ritter bei sich hatte, untergeordnet. Zu den höheren Ordensoberen gehörten auch noch

der Komtur der Stadt Jerusalem, dessen Hauptgeschäft darin bestand, mit zehn Rittern die zum Jordan wallfahrtenden Pilger zu beschützen, und dann die Generalvisitatoren, welche das Generalkapitel in alle Provinzen aussandte, um Dinge zu ordnen, welche sonst nur der Meister ordnen konnte.

Alle Provinzen, Balleien, Priorate, Kommenden und Häuser waren nach dieser Ordnung im verjüngten Maßstab verwaltet und jede Vernachlässigung sowohl der Amtspflicht als auch des Gehorsams wurde gesetzlich bestraft. Vorsätzliches Übertreten der Gesetze oder des Gehorsams zog die strengsten Strafen nach sich, welche sich von einer leichten Pönitentz bis zur Ausstoßung aus dem Orden, ja sogar ewiges Gefängnis erstreckte.

Zweites Kapitel

Ein kolossales Gebäude, im edelsten Stil erbaut, ragte über alle anderen Häuser der Stadt Nemosia empor. Der weiße Stein, aus welchem es ausgeführt war, hatte sich dem Meißel des Künstlers willig gefügt und es möglich gemacht, dass auch in den kleinsten Teilen der Künstler der Form getreu bleiben konnte, welche er bei der ersten geistigen Auffassung seiner Schöpfung im Auge hatte. Das Hauptgebäude, ein ungeheurer Würfel, umgab ein weiter Hof, welchen wieder vier andere Häuser einschlossen. Diese verband eine Mauer von solcher Höhe, dass es niemandem vergönnt war, einen Blick in den Hof zu werfen. Nach vier Seiten hin führten Tore hinaus, deren Flügel so stark waren, dass alle Kraft daran scheiterte, wenn man sie etwa mit Gewalt hätte öffnen wollen.

Das Tor nach Norden zu war jedoch stets geöffnet, denn es führte in einen zweiten, kleineren Hof. Eine rund gebaute Mauer machte ihn zur Rotunde, in deren Mittelpunkt sich eine Kirche erhob. Die beiden Tore nach Westen und nach Osten führten ebenfalls in zwei solche Rotunden, doch hatten diese ein kriegerisches Ansehen, denn kleine Türme unterbrachen die runde Mauer und auf jedem Turm erblickte man einen Wacht haltenden Menschen. Nur das Tor nach Süden hin führte in keinen Hofraum, sondern bergab ging es da in die Straßen der Stadt. Aber dieses Tor war um so stärker befestigt, und auf demselben, auf seiner Brüstung oben, waren kriegsgerüstete Männer zu sehen.

Die innere Einrichtung dieses Gebäudes war ganz eigener Art. Sechs einfache, jonische Säulen trugen ein stumpfwinkliges Dreieck, in dessen Mittelpunkt ein Auge angebracht war, dessen Strahlen sich nach allen Seiten hin ergossen. Sieben Stufen führten durch dieses Portal auf den Flur des Hauses, der, lang und breit, an seinem unteren Ende eine große Tür von braunem Holz zeigte, einfach zwar, ohne alle Zier, doch geheimnisvoll, da weder Schloss noch Riegel zu sehen waren. Vom Flur des Hauses führten Treppen und Gänge durch alle eheste desselben. Zurr Rechten eine Stiege zu den prächtigsten Gemächern. Diese Pracht bestand aber nicht aus vergoldeten Zierraten, denn alles, was die Bequemlichkeit eines Menschen erheischen konnte, war in edler Einfalt zu schauen. Großartig aber und schweigsam trat dem Beschauer hier alles entgegen. Kriegerisches Rüstzeug und die Symbole des Christenglaubens vermählten sich zum glanzlosen Schmuck dieser Hallen. Sie führten den vielversprechenden Namen Palast, denn der Meister bewohnte sie, der Meister des kriegerischen Ordens der Tempelherren.

Andere Teile des Gebäudes waren den hohen Ordensbeamten eingeräumt und den Brüdern, welche Ritter waren. Aus den edelsten Geschlechtern entsprossen, so manchen Ritters Wiege umstanden schon Glanz und Pracht, begnügten sie sich hier mit dem, was ihnen der Orden um Gotteswillen gab. All ihr Tun, ihr Treiben war streng nach der strengen Ordensregel gemessen, das heißt, stets vollkommener zu werden in der Führung der Waffen für den christlichen Glauben, stets würdiger zu sein, durch Entsagung und beschauendes Leben, als Kämpfer für Christi Lehre.

Die Gebäude, welche den ersten Hof einschlossen, verrieten die weiseste Ordnung, denn hier war ein Marstall, den die kräftigsten Streitrosse füllten, sie gehörten den Rittern zu und mussten so stark sein, dass sie selbst geharnischt, den schwer geharnischten Mann tragen konnten; ausdauern im langen, harten Streit. Ein anderes Gebäude sollten wieder leichte, schnellfüßige Pferde, für die Turkopolen bestimmt, die leichte Reiterei.

In einem dritten Haus regte es sich geräuschvoll. Es hämmerte auf dem Amboss, und das Knirschen der Feile beleidigte das Ohr. In diesem Haus waren die Werkstätten der Brüder Handwerker. Alles Nötige an Waffen und Kleidungsstücken des Ordens wurde da verfertigt. Diese untergeordneten Brüder erhielten keinen anderen Lohn, was ihnen der Orden um Gotteswillen spendete. Das vierte Haus war das eigentliche Arsenal, die Rüstkammer des Ordens.

Unter allen Handwerkern zeichnete man in dem dritten Haus den Waffenschmied aus. Nicht allein die Kunst selbst erhob den Mann, welcher ihr angehörte, über diejenigen, welche anderes nützlich Gewerbe trieben, sondern auch der ganze Zweck eines kriegerischen Ordens musste denje-

nigen, welcher die Waffen verfertigte, auszeichnen. Auch war die Werkstatt des Waffenschmiedes die Größte unter allen. Der Gesellen gab es viele und auch einer stand ihnen als Meister vor. Bei den fortwährenden Kämpfen der Ritter vom Tempel, war stets Abgang an Waffen, denn in der christlichen Welt verstand man die Kunst nicht, gleich den Sarazenen, den Stahl zu härten. Manche gute Klinge flog unter dem sichelförmigen, zweischneidigen Messer der Sarazenen in Stücke.

Wie lebhaft durch vieles Geschwätz es auch sonst gewöhnlich in den Werkstätten herzugehen pflegt, hier hörte man kein überflüssiges Wort. Nur der Arm rührte sich, die Hand, und zuweilen nur der Mund des Meisters. Die Esse sprühte unaufhörlich, unter des Hammers gewichtigem Schlag schmiegte sich der spröde Stahl und keine Hand feierte, sondern sie schaffte nach ihrer Kraft. Hier sah man keine verkrüppelte Gestalten, gesund und kräftig musste jeder sein, der dem Orden angehören wollte.

Der Meister hatte eben ein schönes Stück Eisen in der Esse, da läutete es zur None. Jeder Arm ruhte plötzlich, die Gesellen blickten auf den Meister.

Der aber sprach: »Geht ihr nur hin zum Gebet. Ich bleibe, denn die Regel lautet: So einer die Hände im Teig habe oder das Eisen im Feuer, braucht er nicht zum Gebet zu kommen. Er soll es aber für sich im Stillen sprechen.«

Darauf gingen die Gesellen von dannen, säuberten sich, dass sie auch ehrensam vor Gott erscheinen könnten, und eilten zur Kirche.

Es war still geworden in der Werkstatt, nur der Meister schmiedete mit kunsterfahrener Hand und dachte so für

sich: *Mit Gottes und der Heiligen Jungfrau Hilfe will ich ein Schwert zutage fördern, welches keinem Sarazenenstahl nachstehen soll. Der Meister selbst soll es führen, kein Ritter soll jemals solchen Stahl erprobt haben.* Und der Meister schmiedete gar emsig, bis die Gesellen von der None wiederkamen.

Sie führten noch einen mit sich und sprachen: »Lieber Bruder Meister, wir bringen Euch hier einen neuen Bruder.«

Der Meister reichte dem Ankömmling die Hand, bewillkommte ihn brüderlich und fragte, aus welcher Stadt Frankreichs er käme.

»Ich komme von Paris«, war die Antwort, »jedoch habe ich da nicht gearbeitet. Meine Werkstatt war bei Meister Florian in Beziers.«

»Den kenne ich«, rief der Meister freudig, »wir haben die Lehrjahre miteinander durchgemacht. Doch an die Arbeit, liebe Brüder!«, befahl er den Gesellen. »Tut Eure Pflicht und Schuldigkeit um Gotteswillen!«

Und gehorsam dem Wort des Meisters wandten sich die Gesellen von dem neuen Bruder, dessen Worten sie wohl gerne lauschen mochten, und taten ihre Pflicht und Schuldigkeit um Gotteswillen. Der Meister aber prüfte den neuen Ankömmling, fragte ihn, wie weit er es gebracht habe in der Kunst.

Balthasar aber errötete und sprach: »Lieber Bruder Meister, lasst mich eine Probe ablegen in der Tat, denn lobte ich mich, so stände es mir schlecht an. Ihr dürftet mich darum verachten.«

»Recht, recht so, lieber Bruder«, belobte ihn der Meister. »Das Werk muss sprechen, nicht der Mund. Sieh, lieber Bruder, ich habe hier ein schweres Stück Arbeit. Ein Schwert denke ich zu schaffen mit Gottes Hilfe und der Heiligen

Jungfrau, welches keinem Sarazenenstahl nachstehen soll. Hart muss er sein und nicht spröde; es ist ein schweres Stück. Was denkst du, lieber Bruder?»

Da leuchtete es auf in Balthasars Augen, und er sprach zum Meister schnell beredeten Mundes: »Wenn Ihr es ver-gönnen wollt, lieber Bruder Meister, so erzähle ich Euch, was mir einmal Meister Florian vertraute. Ihm wurde es vor langen Jahren, ich weiß nicht wo, von einem Normannen er-zählt, jedoch ist es nicht ganz ohne.«

»Ich bin begierig, sprich, lieber Bruder.«

»Als nur noch blinde Heiden auf Erden hausten, als man das Kreuz noch nicht kannte, da herrschte hoch im Norden ein mächtiger König. Der König hatte ein Töchterlein, schöner als der schöne Tag und das Ziel der Wünsche von des Königs Degen. Zwei von ihnen, seine besten Kämpen, war-ben zugleich um der Tochter Hand, des einen Helm und Rüstung war undurchdringlich, und des anderen Schwert nicht zu brechen, denn beide waren sie Meister in der Kunst der Waffenschmiede.

Der König ward verlegen. Er konnte dem einen nicht den Vorzug vor dem anderen geben und sprach nach langem Sinnen: »Ihr wackeren Degen! Dass ihr um mein Töchterlein zugleich werbt, das freut mich um meines Töchterleins wil-len. Es schmerzt mich aber um einen von Euch, denn beide seid Ihr Eurem König lieb und wert. Drum will ich Euch prüfen. Der Waffenschmiedekunst obliegt Ihr, der Edelsten, die es gibt. Schafft daher das Unübertrefflichste in dieser Kunst; du einen Helm und Harnisch und du ein Schwert. Wer das Beste zutage fördert, dem soll mein Töchterlein zur Frau werden.

Die beiden Degen verließen den König und taten wie er

geheischt. Der schmiedete Helm und Harnisch, jener ein Schwert. Glühend, wie der Funke vom Eisen sprüht, glühte das kunstvoll gearbeitete Schwert. Der Meister aber sprach zum Schwert: »Nicht schön allein will ich dich, sondern auch gut.« Er ließ einen Sack mit Wolle gefüllt in den Fluss werfen, welcher sanft seine Wasser trieb. Er stellte sich mit dem Schwert in die Mitte des Flusses und harrete des Sackes mit Wolle. Langsam kam dieser dahergeschwommen. Des Schwertes Schneide hielt er vor die Wolle, nur zwei Zoll aber, und nicht weiter drang es hinein. Das wurmte ihn, er sann auf Mittel, ein besseres Schwert zu machen.

In seiner Werkstatt zermalmte er den Stahl, bis er Staub geworden war. Seine Knechte mussten ihm eine Unzahl Vögel fangen, deren Futter er mit diesem Staub vermischte. Als nun die Käfige gereinigt waren, behandelte der Meister den Dünger wie rohes Erz, gewann das reine Metall und schmiedete aus demselben wieder ein künstliches Schwert. Auch prüfte er es gleich wie das erste Mal; und siehe da, das Schwert durchschnitt die Wolle.

Der bestimmte Tag erschien. Der König versammelte seine Großen und seine besten Degen fanden sich ein; der eine mit seinem Schwert, der andere mit Helm und Panzer. Keines Menschen Blick konnte auf diesem Helm harren. Gleich einer Sonne blendete er. Er zierte des Meisters Haupt, der ruhig und selbstbewusst unweit vom König saß. Die Prüfung sollte beginnen, der König gebot, mit dem Schwert einen Streich auf den Helm zu führen. Aber der Meister trat heran, zog das Schwert und legte seine Schneide auf den Helm des Nebenbuhlers.

Darauf fragte er ihn: »Wie ist dir?«

»Mir ist, als ob mir ein Tropfen Wasser durch den Körper

gegangen wäre.«

»So schüttle dich einmal!«

Der Nebenbuhler schüttelte sich; und siehe da, in zwei gleichen Hälften fiel sein Körper auseinander. Das Schwert hatte ihn durchschnitten.«

Balthasar schwieg.

Der Bruder Meister schüttelte sinnend den Kopf und nach einer Weile sprach er darauf: »Es ist zwar eine Mär, doch sie enthält tiefen Sinn und gute Lehre. Du gefällst mir und ich denke, du wirst dem Orden Ehre bringen. Geh an die Arbeit. Wenn wir die Komplet gehört haben und zu Bett gehen, dann bleibt wohl noch ein wenig Zeit zum lehrreichen Gespräch übrig.«

Der Geselle tat, wie ihm befohlen worden war. Kaum regten sich seine Arme zur Arbeit, so trat ein Ritter herein, dessen kühnblitzendes Auge, dessen Heldengestalt einen Mann verriet, der gern in der Werkstatt eines Waffenschmiedes weilte, da sie ihm das Nötige zum Waffenhandwerk lieferte. Man erwies ihm hier die Ehrfurcht, welche einem Superior des Ordens gebührte.

Nachdem er freundlich gedankt hatte, wandte er sich an den Meister: »Spute dich, Bruder, damit ich mein Schwert bald habe und mir auch Zeit bleibt, es zu versuchen. Treulos darf es nicht wieder sein, denn wenig fehlte, dass ich erschlagen worden wäre.«

»Es war nicht von meiner Arbeit, edler Herr. Für die Güte meiner Schwerter büрге ich mit Leib und Leben!«

»Das kannst du nicht. Wer so wie ich beinahe jeden Tag sich mit den heidnischen Hunden versucht, der lernt das Ding schon besser kennen. Der Satan selbst muss in seiner höllischen Esse ihren Stahl härten, denn unbegreiflich ist es,

wie mein gutes Schwert in Stücke flog. Wie manchem Sarazenen hat es darniedergeschlagen, und jetzt ...«

»Ja, ein treues, lang geprüftes Schwert einzubüßen, das geht einem an das Herz.«

»Wahr! Das habe ich empfunden. Es war, als ob ein Teil von mir selbst von mir gewichen wäre. Sag mir doch, ist dieses Schwert, welches du eben schmiedest, für irgendeinen Bruder bestimmt?«

»Das nicht, edler Herr, doch wollte ich es dem Meister, unserem Herrn ...«

»Das ist wacker, doch mir musst du ebenfalls ein Schwert schaffen, welches deiner Kunst Ehre und dem Orden Ruhm bringt.«

»Mit Gottes Hilfe werde ich es zutage fördern. Wenn Ihr wieder das Panier in Gottes Namen erhebt, dann blitze es zum ersten Mal dem Feind entgegen.«

»Du versprichst zu viel, denn wisse, der Meister rüstet in Ninove schon wieder alles zu einem neuen Zug. Die Galeeren liegen bereit, und ehe du es denkst, wird der Herold rufen.«

In diesem Augenblick meldete man dem Marschall, vor dem Tor hielte ein Tempelritter, dessen Gefolge auf hohen Stand schließen lasse. Eiligst entfernte sich der Marschall, um den Ankommenden selbst zu empfangen.

»Ein böses Omen«, murmelte der Meister in den Bart. »Das Schwert gebrochen in der Hand des Vorkämpfers! Ja, ja, der Zorn des Himmels offenbart sich auf mannigfache Art und eine Züchtigung verdient so mancher unter den Rittern. Bin nun schier zwanzig Jahre aufgenommen, aber wie es jetzt hergeht - na, das Beste ist, man denkt das Übrige.«

Der Meister hämmerte frisch drauf. Er schien zornig.

Drittes Kapitel

So still es noch vor wenigen Stunden hier gewesen war, so lebhaft ging es jetzt her. Ritter und Knappen drängten sich im Tor, denn der Großmeister selbst war angekommen, mit ihm die Großprioren und höchsten Ordensbeamten - zum Kapitel versammelte er alles, was auf dieser Insel dem Orden angehörte. Der Rhein- und Wildgraf Hugo, der Großkomtur aus Deutschland hatte den Großmeister schon in Ninove gesprochen. Er war es, den der Marschall empfangen hatte.

Die Mitternacht öffnete die geheimnisvolle Tür am unteren Ende der Flur. Zwei Brüder, angetan mit vollständiger Tempelherrentracht, der Schönste von ihnen zwei weißen Mänteln umgab sie und das rote Kreuz glänzte darauf, standen gleich Wachen zur Rechten und Linken in der Tür. Eine weite, hohe Halle dehnte sich hinter ihnen aus, nur noch matt erleuchtet; denn die Brüder mussten sich erst versammeln, ehe die Lichter auf den aus Metall gegossenen großen Armleuchtern angezündet werden durften. Im ganzen Haus regte es sich so geheim, als ob in unterirdischen Schächten die dumpfen Schläge der Axt, das Pochen des Hammers ertönt. Jetzt aber läutete es plötzlich, und aus allen Gängen, über die Treppen herab, nahten die Brüder in gleiche Tracht gekleidet. Ernst schritten sie und schweigend durch die Tür zum Kapitel. Die großen Leuchter verbreiteten plötzlich helles Licht in der weiten Halle.

Welch ein Anblick! Ehrfurcht einflößend und schön! Obenan, unter einem Thronhimmel von weißem Seidenstoff, saß ein ehrwürdiger, betagter Ritter. Die hohe Stirn konnte das volle, nach beiden Seiten hin glatt geordnete Haar nicht ver-

bergen. Doch unter dieser Stirn blitzte es kühn und doch schwärmerisch aus den großen, dunklen Augen. Es lag ein Ausdruck in denselben, der nur dann erst verstanden werden konnte, wenn man wusste, dass dieser Mann Jakob von Molay war, der Großmeister des berühmtesten kriegerischen Ordens in der Christenheit, die mächtigste Verbrüderung, die Schutzmauer des Kreuzes und der Schrecken des Halbmondes. Voll und aufmerksam geordnet umgab das ehrwürdige Antlitz ein dunkler Bart. Doch der Mund war frei, die aufgeworfene Oberlippe sprach das Selbstbewusstsein des Ritters aus, des fürstlichen Vorstehers des Ordens vom Tempel. Seine beiden Arme ruhten auf den Lehnen des Sitzes und das Auge erging sich wohlgefällig über die, in drei Reihen zu beiden Seiten und auch dem Meister gegenüber sitzenden Brüder. An eines jeden Namen knüpften sich Erinnerungen an Großtaten. Die Geschlechter, denen sie angehörten, waren hochgepriesen in den Geschichten ihres Vaterlandes. Hier, unweit vom Meister, der Nächste ihm zur Rechten, saß Peter von Boulogne, Priester und allgemeiner Ordensprokurator, neben ihm der berühmte Hugo von Peyraud, Generalvisitator und Großprior von Frankreich, Guido, Dauphin von Auvergne, Großprior von Normandie, Hugo, Wildgraf und Großkomtur in Deutschland, dann folgte der in den Rechten hochechtern Robert von Pruine, Johann von Montroyal reihte sich an diesen und so folgte einer nach dem anderen, Ritter sämtlich, außer ihnen nur der Bruder Kapellan.

Die Tür hatte sich längst geschlossen, ein jeder von den Brüdern, ehe er sich niedergelassen hatte, ein Paternoster gebetet und der Kapellan ein frommes Gebet gesprochen. Jetzt erhob sich der Großmeister, unterbrach mit starker, aber

wohlklingender Stimme die heilige Stille.

»Steht auf, liebe Brüder, und bittet Gott, dass er heute seine heilige Gnade unter uns senden wolle.«

Die Brüder erhoben sich zugleich, beteten wieder still für sich ein Paternoster und der Kapellan sprach wieder ein kurzes Gebet. Darauf setzten sich alle nieder, das Kapitel war eröffnet. Anstand und Würde lagen auf allen Gesichtern.

Der Meister aber, würdiger denn sie alle, erhob seine Stimme zum anderen Mal:

»Liebe Herren und Brüder! Seit langer Zeit habe ich selbst nicht Kapitel halten können, und es wäre wohl nötig, Vergessungen und Sünden gegen die Regel zur Buße zu bringen. Doch wir müssen diese nächtlichen Stunden einem hochwichtigen Ereignis widmen. Ich schließe keinen aus, über dasjenige, was zur Sprache kommen wird, mir seine beste Meinung zu sagen. Lieber Herr und Bruder«, wandte er sich an den Wildgrafen Hugo, »beginnt Euren Vortrag in Gottes Namen.«

Der Wildgraf erhob sich und begann wie der Meister befohlen.

»Ich zog aus Deutschland nach Italia. Die Väter der Kirche waren im Konklave, um ein neues Oberhaupt zu wählen, würdig, der Statthalter Christi zu sein und des heiligen Ordens alleiniger Richter und Gebieter. Stets das Wohl des Ordens, liebe Herren und Brüder, im Auge habend, nahm ich so viel ich durfte aus dem Schatz und trug im Kapitel, meiner Pflicht gemäß, die Absicht vor, welche mich zu der Reise trieb. Es war nichts Geringes. Vielleicht, dachte ich, strebt die Klerisei von Frankreich, welche uns nicht gar hold ist, dahin, dass ein Papst erwählt werde, welcher ihr gewogen, und dann die Privilegien des Ordens schmälerte.

Ich kam nach Perugia. Die Kardinäle konnten sich nicht einigen, denn eine Partei, die feindliche des Heiligen Vaters, Colonnas Partei, strebte den Bonifaziern entgegen und die Sache wurde stets verwickelter. Aufmerksam spähte ich allenthalben; doch niemand wollte mir Rede stehen. Da wandte ich mich an den Kardinal von Ostia, um doch endlich auf den Grund zu kommen. Er aber versetzte frostig: ›Gott gedankt, Herr Graf, dass wir den Papst wählen und nicht Euer Orden.‹

›Wie soll ich die Antwort nehmen?‹, fragte ich erstaunt.

Der Kardinal aber lachte hämisch und versetzte: ›So willig, als Ihr einen Papst nehmen müsst, den wir Euch geben.‹

Damit ließ er mich allein, und wie ich eben verdrießlich davon will, bringt ein Reitender des Königs von Frankreich einen Brief an den Kardinal. Tags darauf war der Erzbischof von Bordeaux zum Papst erwählt.‹

Der Wildgraf hielt inne. Er bemerkte, wie die Brüder einen den anderen befremdet und auch verwundert anblickten. Der Meister mahnte ihn aber bald, fortzufahren.

›Wer von uns weiß nicht, wie zerfallen der Erzbischof von Bordeaux mit dem Hof in Paris gewesen ist? Und nun plötzlich zum Papst erwählt! Die Partei des Königs von Frankreich hatte gesiegt. Wer konnte mir verargen, dass ich misstrauisch wurde?‹

Bald erging der Befehl an die Kardinäle, dass sie sich nach Lyon verfügen sollten, wo sich der Erzbischof krönen zu lassen gedächte. Mittlerweile aber hatte man mir auch berichtet, König Philipp sei vor der Wahl des neuen Oberhauptes der Kirche heimlich in einer Abtei nahe bei Saint-Jeand'Angély mit ihm zusammengetroffen. Dort hätten sie sich versöhnt.‹

Ein Gemurmel unter den Brüdern hinderte den Sprecher im Vortrag.

Der Meister aber ermahnte zur Ruhe und weiter fuhr der Wildgraf fort: »Es schien mir das Beste, ferner sich Ereignendes zu erwarten, bedächtig alles zu prüfen, denn abhold schien man dem Orden in Frankreich, welches ich durchzogen habe. Hier und da hörte ich, dass Gerüchte in Umlauf wären, welche uns des Stolzes, der Habsucht, ja sogar des Wuchers mit König Philipp ziehen. Alle bösen Schuldner sind sich in dem einen Punkt gleich, dass sie zur Zahlungszeit den Gläubiger einen Wucherer nennen. Doch, liebe Brüder und Herren, es will mir nicht in den Kopf, dass ein ritterlicher Herr und König so handle. Müssen wir doch alles aus dem eigenen Säckel bestreiten, und wenn nicht unser Schwert den Weg zur Beute ebnete, wir würden schlecht bestehen. Doch das nur nebenbei. Ich zog daher mit gen Lyon. Niemals habe ich solche Pracht gesehen wie bei dieser Feier. König Philipp mit seinen Söhnen, seinen Vettern und den Edelsten seines Reiches; und dennoch stand ihm der Erzbischof, der neu erwählte Papst nicht nach in Pracht und Reichtum. Es hatten sich auch von unseren Brüdern mehrere eingefunden. Sie blieben jedoch unbemerkt in der weltlichen Ritter Zahl, welche sich bemühten, uns ihr Übergewicht fühlen zu lassen. Die ältesten Brüder suchte ich daher auf, ging mit ihnen zu Rat, und in dem Kapitel wurde beschlossen, dass ich mich nach Zypern begeben sollte, um Euch, lieber Herr, zu mahnen, mit unserem alleinigen Vorgesetzten auf Erden, mit Clemenz V. Euch dahin zu verständigen, dass er durch Philipp und Frankreichs Erzbischöfe und Bischöfe sich gegen uns nicht einnehmen lasse.«

Der Wildgraf ließ sich nieder. Der Meister dedachte sich

lange und nicht ein Atemzug unterbrach die Stille. Man konnte jedoch auf des Meisters Stirn Zornesfalten bemerken. Die aber wollte er verscheuchen, indem er mit der flachen Hand darüber hinfuhr. Es gelang ihm nicht und auch zornig klang es aus seinem Mund.

»Wir allein und noch zwei kriegerische Orden liegen hier kampferüstet und wachend für des Christenglaubens Glorie. Alle Fürsten pflegen sich daheim und keiner von ihnen scheint an die Wiedergewinnung des heiligen Bodens zu denken, an den sich so beseelgende Erinnerungen knüpfen. Sind wir stark genug, uns selbst hier zu behaupten, so sind wir auch mächtig genug, unsere Privilegien zu beschützen. Lieber Bruder Großkomtur, lieber Herr, Ihr habt leichtsinnig gehandelt und des Ordens Euch anvertrautes Gut nutzlos vergeudet.«

Da erhob sich der Wildgraf. Die Demut wollte ihm nicht gelingen, der Regel getreu aber brachte er die Worte hervor:

»Lieber Herr! Behüte Gott, dass ich je so etwas tun sollte!«

Alle Brüder staunten verwundert den Wildgrafen an, der mit so entschiedenen Worten, mit beleidigtem Stolz, die Beschuldigung des Meisters in Abrede stellte.

»Ist ein Bruder hier«, fragte der Meister gelassen, »der Zeugnis für Eure Unschuld ablegt?«

»Nicht einer«, versetzte der Wildgraf. »Mehrere sind ihrer hier.«

»Lieber Bruder, so lasst sie vortreten.«

Auf des Wildgrafen Gebot erhoben sich zwei Brüder und traten vor den Meister hin. Es waren die Begleiter des Grafen. Sie überreichten dem Meister einen geöffneten und einen verschlossenen Bries. Der Meister las den Ersteren, gab ihn zurück, dann öffnete er den Zweiten, las aufmerksam

und immer aufmerksamer. Aber noch ehe er bis zum Schluss gelesen hatte, gab er den beiden Zeugen ein Zeichen, dass sie sich wieder an ihre Plätze begeben sollten. Der Brief musste tiefen Eindruck gemacht haben, denn der Meister hob die Beratung mit großer Überwindung auf, beschied die Superioren zu sich in den Palast und gebot, dass man zu dem gewöhnlichen Kapitel schreiten sollte.

Mancher Bruder senkte da den Blick und wagte nicht, dem Blick des Meisters zu begegnen. Diesen und jenen rief der Meister auf, auch klagten wohl die Brüder sich untereinander an. Es wurden die Strafen zwar erkannt, jedoch, da sie nur geringen Grades waren, so wurden sie verschoben, indem der Meister erklärte, sämtlicher Brüder zum Nutzen des Ordens zu bedürfen.

Eben wollte der Meister mit der üblichen Formel *Liebe Herren Brüder, wir können nun wohl unser Kapitel schließen* zur Beichte schreiten, da erhob sich Peter von Boulogne und sprach zu dem Großprior von Normandie, zu Guido, dem Dauphin von Auvergne: »Lieber Bruder, ich habe Euch vor drei Zeugen das Vergehen gegen Peter von Malhac vorgehalten. Ihr aber wolltet dieses Kapitel verlassen, ehe Ihr das Vergehen bekannt und gebüßt habt. Darum klage ich Euch jetzt an: Ihr habt im Zorn Hand an einen Bruder gelegt, sein Fuß ist von der Stelle gerückt worden und die Schnur seines Mantels zerrissen. erinnert Ihr Euch dessen nicht, lieber Herr und Bruder?«

Der solchergestalt Angeredete und eines schweren Verbrechens Angeklagte erhob sich. Beinahe zu schwächlich für den schweren Ritterdienst stand eine hohe Gestalt vor dem Meister. Jugendlich war das Gesicht des Ritters, der Bart nur noch dunkler Flaum, doch tiefer Ernst, diesem Alter fremd,

lag in seinem ganzen Wesen und das hohle dunkle Auge sprach von Schwärmerei oder von Entsagung.

Der Meister selbst erschrak ob der schweren Beschuldigung, welche, wenn sich die Wahrheit erwies, nicht allein den Verlust des Ordenskleides, sondern auch den Kirchenbann nach sich zog. Und der Dauphin von Auvergne war Molays Liebling. Freilich war ein Ausbruch des Zornes einem jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren zu verzeihen, doch der Dauphin gehörte schon zehn Jahre dem Orden an, war Superior und hier im Kapitel war alles gleich. Nicht allein der Meister erschrak, auch andere Häupter des Ordens blickten mit banger Erwartung auf den Dauphin, der nur die Anrede des Meisters zu erwarten schien, um dem verhaltenen Zorn Luft zu machen. Der Meister rief ihn vor sich. Man konnte ihm die Mühe ansehen, mit welcher er es tat.

»Wisst Ihr auch, lieber Herr und Bruder, wessen man Euch zeiht?«, fragte der Meister bedeutungsvoll und mit schwerem Ernst. »So Ihr überführt würdet, dürfte man Euch das Kleid nicht lassen; vor welcher Pön Euch Gott bewahre. Sagt an, ob Ihr Euch schuldig fühlt, und tut dann, wie es die Regel gebet.«

Der Dauphin kniete nieder vor dem Meister und erhob die zorn erfüllten Worte, deren Sinn durchaus nicht mit seiner Bewegung übereinstimmte.

»Lieber Herr ... ich bitte ... Gott, unsere liebe ... Frau ... Euch und ... die Brüder für die Sache, welche dieser ... mir vorwirft ... um Barmherzigkeit. Wisset aber ... dass die Sache sich anders verhält.«

Der Meister atmete wieder freier und fragte nach dem wahren Hergang. Da erhob sich der Dauphin: »Peter von

Malhac und seine beiden Gefährten sind nicht im Kapitel. Sie können sich nicht verantworten, dennoch aber sage ich Euch jetzt die reine lautere Wahrheit. Der Großprior von Normandie, der Dauphin von Auvergne, ist zu stolz, auch nur ein unwahres Wort über seine Lippen kommen zu lassen. Mein Ahn von mütterlicher Seite, Robert der Fromme, ein König, würde sich meiner schämen und das erlauchte Haus de la Tour du Pin, dem mein Vater entsprossen, mit Schande bedeckt werden, da ich doch stets dahin gestrebt habe, Ehre und Ruhm auf diese glorreichen Namen zu sammeln. Auch nicht arm bin ich der Ehre des weißen Kleides mit dem roten Kreuz teilhaft worden, denn die Baronie Montauban mit zweihundert Livres Renten und fünfzehntausend Livres bares Geld brachte ich dem Orden zu. Als ich kräftiger wurde, das Schwert und die Lanze führen lernte, als mein Arm der Keule Wucht und der Axt mächtig worden, wer sah mich jemals zagen, wenn der Heiden Übermacht uns zu vernichten drohte? Wer weiß ein anderes von mir, als dass ich des Ordens schwere Pflichten stets so gehorsam erfüllte, wie sie ein würdiger Streiter Christi, ein Ritter des Tempels erfüllen soll? Wer weiß es anders, liebe Herren und Brüder?«, wandte er sich zu der Versammlung. »Ist einer unter Euch, der mich des geringsten Fehls zeihen kann, der sage es um der Ehre des Ordens und der Würde der Regel willen.«

Doch niemand erhob sich, es schwieg die ganze Versammlung.

»Könnt Ihr, lieber Herr«, fuhr der Dauphin zu dem Meister fort, »könnt Ihr mich daher einer Sünde fähig halten, um die ich das Kleid lassen müsste, wovor mich Gott bewahre? Könnt Ihr mir zumuten, dass ich meiner Fürstenehre und

der Ehre eines Ordensoberen so viel vergeben würde, einem Bruder auf solch rohe Weise zu begegnen? Hört denn, wie es sich verhält! Bei der letzten Landung wurde mir der Befehl, mit zehn Rittern einen engen Pass zu bewachen, damit die Feinde nicht durch ihn unserer Hauptmacht in den Rücken fallen könnten. Das Wichtige meiner Stellung ganz erkennend, sprach ich zu den Rittern: ›Liebe Brüder, haltet Euch ja beieinander. Lasse sich keiner von Euch verleiten, auf eigene Hand Waffenruhe zu suchen.‹ Darauf vernahm ich hinter mir ein Flüstern. Der Helm dämpfte zwar den Schall, doch glaubte ich das Wort *Feigheit* zu unterscheiden. Auf bloßes Glauben hin aber - so spricht die Regel - soll kein Bruder dem anderen einen Vorwurf machen, und ich schwieg. Seit-ab, weit genug, um von uns abgeschnitten zu werden, wenn sich irgendein Bruder dorthin wagte, zeigte sich eine Anzahl Feinde. Plötzlich rief es hinter mir: ›Einen Christen sehe ich dort in Gefahr!‹ Ehe ich aber den Rufenden vom Gegenteil überzeugen konnte, sprengten Peter von Malhac und seine beiden Gefährten davon. In demselben Augenblick ertönte das Kriegsgeschrei der Ungläubigen in dem Pass. Sie hatten listig jene Abteilung dorthin gestellt, um uns zu trennen. Wir waren jetzt nur noch unser Acht und der Drang wurde so hart, wie ich ihn noch nicht empfunden hatte. Mit Gottes Hilfe und unserer lieben Frau gelang es uns jedoch, die Übermacht zu bewältigen. Was nicht erschlagen wurde, das floh heulend in den Pass zurück, dessen Enge uns am Verfolgen gehindert hätte, wenn es nicht schon der Befehl, diese Stellung zu halten, getan hatte. Peter von Malhac aber und die beiden kämpften noch schwer. Mir schien es, als ob sie unterliegen würden. Drum gab ich zwei Rittern den Befehl, ihnen zu Hilfe zu eilen. Es war höchste Zeit, Malhac hatte

sein Streitross eingebüßt, der beiden anderen Rüstung war zerbrochen.«

Peter von Boulogne war in Verlegenheit. Der Dauphin hatte seinen Vortrag mit einem sonderbaren Blick auf ihn beendet.

»Wie aber kamt Ihr zu der Anklage?«, fragte der Meister mit finsternen Stirnfalten.

»Lieber Herr«, stammelte der Ordensprokurator hervor, »Peter von Malhac trat vor mich hin, beschwerte sich und rief die beiden, für ihn zu zeugen. Das taten sie und ich durfte es dem Bruder Großprior vorhalten; denn so gebietet die Regel. Er aber würdigte mich keines Blickes, viel weniger noch ...«

»Dass ich Euch gegenüber auch noch ein Wort darum hätte verlieren sollen!«, rief der Dauphin. »Ihr wusstet, dass noch sieben Ritter, außer den Knappen, das Ganze mit angesehen hatten, und hört einen Malhac mit seinen beiden Gefährten, da Euch eine Frage an den Dauphin von Auvergne wohl gut angestanden hätte!«

»Ihr ereifert Euch ...«

»Wie mögt Ihr Euch drob wundern? Gerechter Zorn ist es, was mich erfüllt, was mir das Blut durch die Adern jagt! Gekränkte Ehre nur hat diesen Zorn erzeugt und Genugtuung soll mir werden!«

Um ferneren Ausbrüchen des Unwillens vorzubeugen, nahm der Meister das Wort.

»Lieber Herr und Bruder Großprior, wollt zuvörderst mir sagen, wie Ihr mit den drei Brüdern verfahren wollt, denn ist es so, wie Ihr sagtet, so ist ihr Kleid in den Händen der Brüder. Wenn Umstände die Sache verschlimmern, so könnt ihr ihnen das Kleid nicht bleiben, wovor sie Gott bewahre.«

Und gehorsam dem Wort des Meisters erzählte der Dauphin:

»Als sie nun wieder zu uns herankamen, da hielt ich ihnen vor, wie sehr sie sich an der Regel vergangen und wie ihnen schwerlich das Kleid bleiben könne. Malhac erbleichte, aber plötzlich griff wütend in seinen Mantel, zerriss die Schnur und rief laut: So mir das Kleid nicht bleiben kann, will ich es auch nicht länger tragen!«

»Sind der Zeugen einer, zwei oder mehrere hier?«, fragte der Meister.

»Ich weiß es nicht, lieber Herr.«

»Wisst Ihr die Namen?«

»Ja, lieber Herr.«

»So ruft sie auf.«

Und der Dauphin rief sieben Namen. Nur fünf von diesen Rittern waren im Kapitel. Sie bezeugten, dass der Dauphin wahr gesprochen hatte.

Peter von Boulogne, eines der Würdigsten der Ordenshäupter, unentbehrlich in allen Geschäften, war hier zum ersten Mal von einem jüngeren Ritter sozusagen vor den Namhaftesten des Ordens schamrot gemacht worden. Der Fall war so verwickelt, dass man zu Robert von Pruine Zuflucht nehmen musste. Ihn berief der Meister vor sich, denn kam es auf die trockene Regel an, so war Boulognes Kleid in den Händen der Brüder. Demütig musste er und kniend die Formel sprechen: »Liebe Herren und Brüder, ich bekenne Euch vor dem ganzen Kapitel, das ich in allem, was ich wieder diesen Bruder gesagt, gelogen habe, denn ich weiß mit Wahrheit nichts als Gutes von ihm.«

Robert von Pruine, alles wohl erwägend, wie sehr der Orden durch die Demütigung eines Boulogne leiden würde,

wie nachteilig ein solches Beispiel auf minderwichtige Brüder wirkte und wohl ahnend, dass der Brief, welcher den Meister so sehr überrascht hatte, wohl noch schwierigere Punkte enthielte, trachtete in seinem Vortrag dahin, dass alle Schuld auf Malhac und seine Gefährten fallen musste. Es gelang ihm auch, den Dauphin zu besänftigen und er schloss mit den Worten: »Malhac, der sich so schwer vergangen hat, ist durch die Hilfe anderer Brüder hierher zu schaffen oder in Ninove in Ketten zu legen, bis das Kapitel sein Urteil gefällt hat. Die beiden anderen, welche dem Orden Schaden gebracht und noch größeren hätten bringen können, was Gott verhütet, sind im Kapitel zu verklagen, damit auch ihr Urteil gefällt werde. Der Bruder Oberprokurator, hintergangen durch falsche Anklage und falsches Zeugnis, ist freizusprechen. Doch wenn er den Bruder Großprior von Normandie um Verzeihung bittet, so ist das schön von ihm. Vergibt ihm der Bruder Großprior um Gotteswillen und unserer lieben Frau, so ist es schön von ihm.«

»Lieber Bruder von Pruine«, sprach der Meister freudig, »Eure Weisheit muss ich loben. Es soll geschehen, wie Ihr gesagt habt. Die Befehle wegen Malhacs und seiner Gefährten sollen in dieser Stunde nach Ninove gesandt werden. Wir«, wandte er an Bologne und den Dauphin das Wort, »wir sprechen uns morgen im Palast. Tretet zurück, liebe Herren, nehmt Eure Plätze ein.«

Und, besorgt, dass noch andere Punkte gleich diesem vorgebracht würden, befahl der Meister, diejenigen zu bringen, welche die Disziplin erhalten sollten. Vier Brüder brachte man vor ihn. In aller Form erteilte sie ihnen der Meister mit seinem Gürtel, nachdem er ihnen befohlen hatte, wenn sie gesund seien, den Rücken zu entblößen. Sie entkleideten

sich auf vorgeschriebene Weise und knieten nieder.

Dann sprach der Meister zu dem Kapitel: »Liebe Herren und Brüder, seht hier Euren Bruder, der zur Zucht kommt. Bittet Gott, dass er ihm seine Sünde verzeihen möge.«

Und jeder Bruder betete ein Vaterunser.

Der Meister aber fragte den Knieenden: »Lieber Bruder, bereut Ihr, dass Ihr solchergestalt Euch vergangen habt?«

Jener antwortete: »Ja Herr, sehr!«

»Wollt Ihr Euch in der Folge davor hüten?«

»Ja, Herr, so Gott will.«

Darauf nahm der Meister den Gürtel und tat drei Streiche auf den entblößten Rücken des Knienden.

Aber wer die Disziplin empfangen hatte, durfte acht Tage nicht sein Geschäft verrichten, nicht einmal Pferd oder Rüstung berühren. Einen anderen Bruder musste er bitten, dafür Sorge zu tragen.

Nun schloss der Meister das Kapitel. Niemals hatte Jakob von Molay den Schluss desselben so sehr beschleunigt wie in dieser Nacht. Leichten Herzens ging er hinaus; aber schwere Sorgen verscheuchten den Schlaf von seinen Augen. Als er mit sich selbst allein war, da erst erwachten diejenigen Gedanken, welche er im Kapitel mit aller Mühe unterdrückt hatte.

Viertes Kapitel

Am anderen Tag aß der Meister nicht mit den Brüdern im Konvent. Er hatte die Ordenshäupter zu sich in den Palast eingeladen. Als die Tafel aufgehoben war, erklärte der Großmeister, seine wahre Absicht sei, die vorzüglichsten Ritter

und Herren um ihre Meinung über des Wildgrafen Vortrag im Kapitel zu befragen. Dieses war daher ein geheimer Rat, den der Meister zusammenberufen hatte. Die Herren bedachten sich, blickten einer auf den anderen; denn, größtenteils Franzosen, wäre es ihnen nicht unlieb gewesen, einen Franzosen auf dem päpstlichen Stuhl zu wissen, wenn nicht die französische Klerisei zu Bonifaz Zeiten ihnen gegenübergestanden hätte, wenn nicht Philipp gerade den Ausschlag bei der Wahl gegeben. Sein Stolz war den Tempelherren bekannt, ihr Stolz ebenfalls der ganzen Christenheit als auch den Sarazenen. Da jedoch eine Leidenschaft wie diese niemals diejenigen befreunden kann, deren Herzen sie erfüllt, so war schon aus diesem Grund stets Misstrauen obwaltend. Der Stolz der Tempelherren war den weltlichen Rittern am lästigsten. Philipp zählte deren gar viele an seinem Hof. Auch dieses trug nicht wenig dazu bei, dass der Orden die Handlungen des Königs größtenteils den Eingebungen jener weltlichen Ritter zuschrieb, zumal wenn diese Handlungen im Entferntesten auf eine Beeinträchtigung der Privilegien des Ordens hindeuteten. Hier war dieses um so mehr der Fall, da der Erzbischof von Bordeaux mit seiner Erhebung zum Papst keineswegs seiner Empfindungen sich entäußert haben konnte, welche ihn bis zu diesem Zeitpunkt erfüllt hatten. Die Erzbischöfe und Bischöfe waren nämlich durch ein Privilegium, welches Papst Alexander III. dem Orden erteilte, in ihrer Macht beschränkt worden. Dieses Privilegium war eine völlige Befreiung von der Gewalt der Bischöfe, denn der Papst erklärte darin, dass der Orden mit allen seinen Gütern und Besitzungen, den jetzigen und denen, so er in Zukunft, durch Gunst der Päpste, Könige und Fürsten sowie durch Geschenke von Gläubigen ober auf jede andere

rechtmäßige Weise, erwerben könne, unter den Schutz des Apostolischen Stuhls nehme. Konnte nun ein Erzbischof, der, während der Streitigkeiten zwischen Philipp und Bonifaz, sich gegen diesen Papst erklärt hatte, und welchen die Tempelherren unterstützten, konnte daher Clemens V. jetzt schon andere Denkweisen angenommen haben, als die er bis dahin gehabt hatte? Und wenn auch diese unglaubliche Veränderung geschehen wäre, so wussten die Ordenshäupter, welche hier versammelt waren, zu gut, wie der Orden insgeheim dem König und seiner Geistlichkeit entgegengearbeitet hatte, als dass er sich etwas Guten von dieser letzten Wahl versehen konnte. Auch die prächtige Erscheinung des Königs und seines Hofstaates bei der Krönung in Lyon blieb nicht unbeachtet. Dort waren nur weltliche Ritter um ihn, und schon zu Perugia hatte der Wildgraf Geringschätzung erfahren.

Die Männer im geheimen Rat des Großmeisters überdachten dieses. Boulogne war der Erste, welcher seine Meinung an den Tag gab; doch wurde er in seinem Vortrag sogleich zu Beginn gestört.

Der Meister äußerte auf den Eingang von Boulognes Meinung: »Nicht so, lieber Herr, nicht so. König Philipp ist durch mich dem Orden wohlgenogen. Sein Vertrauen besitze ich in einem zu hohen Grad, als dass ich ihn der heimlichen Bemühungen, dem Orden zu schaden, fähig halten könnte. Mir, dem Mann, der des Königs Kind das Christentum geben durfte, würde der König nicht alles verhehlen.«

»Das wollte ich auch nicht sagen, lieber Herr«, bestand Boulogne auf seinen wohlbedachten Worten. »Ich wollte nicht sagen, dass der König den Orden beeinträchtigen will; aber andere durch den König.«

»Wer könnten diese anderen sein?«, entgegnete der Meister mit hohem Stolz. »Wer in der Christenheit außer Philipp dürfte es wagen, den mächtigsten Orden anzutasten? Und warum gehen wir überhaupt so weit? Es ist nicht gut, wenn man dem ersten Eindruck sich ganz dahingibt. Dem Furchtsamen gleicht man, dessen Hirn so befangen wird, dass er allenthalben Gespenster sieht, weil er nicht vorher fähig war, seine Umgebung zu prüfen. Und auch Philipp! Würde er es wagen, er, der beste Sohn der Kirche, uns zu verunglimpfen, uns zu schaden, uns, die wir die Vormauer der Christenheit sind? Was kümmert es uns, dass die heilige Handlung zu Lyon ein so trauriges Ereignis bezeichnete? Das Mauerwerk, welches herabstürzte, den Herzog¹ und mehrere andere erschlug, den König und den Grafen von Valois verwundete, war morsch. Warum soll ich das als einen Fingerzeig des Himmels deuten? Und wollte ich es auch; warum ihn auf uns beziehen, diesen Fingerzeig des Himmels? Der König möge eine Warnung darin erkennen, oder auch der neue Papst. Sie werden Frieden halten, denke ich, damit der Christenheit nicht wieder ein Ärgernis gegeben werde, wie es Philipp und Bonifaz gaben.«

»Vergebt das Wort, lieber Herr und Meister«, erbot sich der Wildgraf. »Seht, ich bin ein Deutscher, der Einzige meiner Zunge hier. Mein Herz kennt kein Misstrauen. Ich kann mir sagen, dass ich stets gerade gedacht und getan habe. Aber hättet Ihr es gesehen wie ich - das Gefühl des Kardinals von Ostia - hättet Ihr gehört, wie er jene Worte sprach, hättet Ihr die Geringschätzung erfahren in Perngia und in Lyon, Ihr würdet wahrlich misstrauischer werden als ich.

¹ Johann II., Herzog von Bretagne

Niemals werde ich den Augenblick vergessen, da das Stück der Mauer herunterstürzte. Ich hatte mich weit vorn hingedrängt mit meinen Brüdern. Der Altar war kaum zwei Spannenlängen von uns entfernt. Die Prälaten führten eben den Erwählten in den Dom. Der König und sein Gefolge standen zur anderen Seite des Altars uns gegenüber. Die feierliche Handlung, welche der verwaisten Kirche ein Oberhaupt gab, sollte beginnen, da krachte es über den Häuption der Gläubigen, so die Kirche bis zum Erdrücken füllten. Ehe ich den Blick dahin werfen konnte, woher das Unheil verkündende Geräusch drang, ertönte schon der Ruf *Rettet! Rettet den König!* aus tausend Kehlen, durch das Gepolter der Trümmer, in meine Ohren. Meine Begleiter und ich, wir eilten so schnell hinzu, dass wir die Ersten waren, welche den König erreichten. Entrissen ihn mit starken Armen dem gefährdenden Ort. Wir standen mit ihm gerade vor dem Altar. Sein linker Arm war verletzt und mit kalkigem Gesicht schaute der Priester Chor vom Altar auf uns. Da fragte ich teilnehmend, ob sich der König irgend anderswo auch noch verletzt fühlte. Er sah mich mit einem langen, unzufriedenen Blicke an. Nein, nicht mich sah er an, den weißen Mantel und das rote Kreuz. Ehe er ein Wort erwidern konnte, trat ein missgestalteter Priester hinzu. Sein Wink schien Befehl und der König entfernte sich mit ihm, ohne mir ein Dankeswort zu spenden. Was kümmert mich eines Königs Dank?«, fuhr der Wildgraf eifriger fort, indem eine jähe Röte das schöne Gesicht überflammte. »Bin ich doch Fürst wie er. Wenn auch mein Reich nicht so groß ist wie das seine, wenn ich auch der Untertanen nicht so viel zähle, so bin ich doch Tempelherr und Großkomtur des Ordens in meinem deutschen Vaterland. Ein König von Frankreich wiegt leicht ge-

gen den Großkomtur des Tempelherrenordens in Deutschland!«

»Recht so, recht so«, knüpfte der Meister die Worte an die des Wildgrafen, »und eben darum finde ich es sonderbar, dass Männer wie Ihr bangen Zweifeln Raum geben.«

Der Wildgraf stutzte. Er hatte sich selbst widersprochen. Schnell gefasst aber warf er dem Meister ein: »Vorsicht steht dem Beherztesten wohl an.«

»Vorsicht zwar, doch keine gar zu ängstliche.«

»Sie wird uns wahren gegen Unbill, so wir nicht verdient und nicht erdulden mögen«

»Folgte ich Eurem Wort, den Brand würde ich in der Christenheit tiefstes Herz werfen.«

»Und Pontrouge ...?«

»Ja, das war es«, kam der Meister zurück. »Schier hätte ich es vergessen.«

»Den Brief gab sie mir selbst in Lyon. Geschrieben war er lange, doch fehlte ihr ein sicherer Bote.«

»Liebe Herren«, wandte sich der Meister an die Übrigen, »unsere liebe Schwester Pontrouge zeigt mir an, dass der König zwei Abtrünnige des Ordens hoch in Ehren halte; den Prior von Montfaucon und Nosso Dei. Sie waren Haupträdelsführer bei dem Aufstand des Volkes, zum Tode verdammt und der König hat sie nicht allein begnadigt, sondern auf seine Kosten sind sie guter Dinge in Paris.«

»Sonderbar!«, stieß Boulogne hervor, indem sich seine Stirn in düstere Falten zog.

»Das freilich ist es«, fiel ihm der Dauphin bei, »jedoch wer weiß, welche Absicht der König mit den beiden hat. So viel denke ich verbürgen zu können, dass es seine königliche Ehre nicht zulässt, Abtrünnige des Ordens zum Nachteil des

Ordens zu beschützen.«

»Verbürgt das nicht, lieber Bruder«, setzte ihm der Wildgraf entgegen. »Ich habe Frankreich durchzogen, ich, und habe vernommen, wie König Philipp selbst sich nicht entblödet, auf seinen Reisen schlimme Gerüchte über den Orden zu verbreiten.«

»Das ist nicht wahr!«, unterbrach ihn jener mit einer Heftigkeit, welche, mit den Worten des Dauphins, Zornesglut auf Stirn und Wangen des Deutschen jagte. Aber, den Meister ehrend, dämpfte er den Ausbruch seines Empfindens und versetzte mit drohender Kälte, während das große, blaue Auge flammte: »Freilich, lieber Herr, hat dann der Großkomtur, der Wildgraf Hugo, gelogen.«

Der Dauphin blickte verlegen vor sich nieder.

Den Meister aber hatten die Worte wohl ebenso tief wie den Wildgrafen verletzt, und edlen Zornes voll schüttelte er das ehrwürdige Haupt.

»Was muss ich erleben? Ist es so weit gekommen, dass im geheimen Rat, vor meinen Augen, die edelsten Herren sich so verunglimpfen? Wenn es hier so steht, was muss ich von den Provinzen denken? Gut, dass König Philipp es nicht gehört hat, was eben hier gesprochen worden ist. Bei Gott und unserer lieben Frau, er dürfte mit Recht Arges von dem Orden denken!«

»Lieber Herr!«, wagte der Dauphin das Wort.

Aber streng befahl ihm der Meister: »Schweig! Ich befehle es! Denkt Ihr, weil ich Nachsicht übe, weil ich, das Heil der Christenheit erwägend, nicht jeden streng nach dem Gesetz bestrafe, man könne jeder Unbill sich bedienen? Denkt Ihr, es sei damit abgetan, wenn Ihr im versammelten Kapitel Demut zeigt und Gehorsam übt? Mit Nichten! Der Templer

muss, wo er auch sei, dem Kleid Ehre und Ruhm erwerben um Gotteswillen! Wohin führte Euer Wort, wenn nicht drohend die Regel vor Euch stände? Christ würde gegen Christ, Bruder gegen Bruder das Schwert gebrauchen, wovor uns Gott bewahre! An Euch ist es, den Bruder Großkomtur um Vergebung zu bitten und, bei dem Kleid, das ich trage, nicht eher kommt Ihr von der Stelle, als bis Ihr den Wildgrafen versöhnt!«

Der Meister hatte einen schweren Eid getan. Solches hatte niemand noch an ihm erlebt, darum blickten die Herren auf den Dauphin, dessen ungezähmter Stolz beinahe zum Sprichwort geworden war. Der Kampf, welchen Stolz und Gehorsam in seiner Brust kämpften, war jedoch nicht in seinen Zügen zu lesen, denn der Dauphin war wieder zu stolz, seine Empfindungen vor irgendeinem zur Schau zu tragen. Wie sehr überraschte daher sein Benehmen in diesem ängstlichen Augenblick. Er sprach zu dem Grafen hinüber, jedoch ohne ihn anzusehen.

»Ich habe gefehlt gegen Euch, lieber Herr und Bruder. Vergebt mir um Gotteswillen, denn ich bereue meinen ...«

»Nicht weiter!«, fiel ihm der Deutsche in das Wort. »Es macht mich verlegen, Euch, lieber Herr, so demütig vor mir zu sehen. Reicht mir die Hand, vergessen sei, was zwischen uns sich zugetragen.«

Anstatt des freudigen Ausdrucks, welchen man in den Zügen des Meisters erwartet hatte, stieg der finsterste Ernst in seinem Antlitz auf. Eine drückende Stille herrschte einige Minuten, dann sprach er.

»Wie sehr demütigt uns Franzosen dieser deutsche Mann! Zwar sind wir alle gleich im Orden, doch kann ich mich einer hässlichen Empfindung nicht erwehren, da sein Edelmut

ihn höher stellt als irgendeinen unter uns. Aber eine gute Lehre gibt mir dieser Augenblick; ich will sie nutzen. Sind schlimme Gerüchte in Frankreich über den Orden im Umlauf, wahr oder unwahr und gleichviel, wer sie verbreitet, so müssen einzelne Ritter Anlass dazu gegeben haben und mir kommt es zu, das Übel im Keim zu unterdrücken. So ungern ich Eurer jetzt entbehre, lieber Herr«, wandte er das Wort an den Generalvisitator von Frankreich, »so finde ich mich notgedrungen, Euch nach Frankreich zu senden. Äußerste Strenge sei die ganze Weisung, welche ich Euch gebe.«

»Und wann, lieber Herr, soll ich nach Frankreich?«

»So schleunig, als es der Umstand erfordert. Hier darf nicht gesäumt werden. Ein fressender Krebs ist das Verderbnis Einzelner am Herzen des Ganzen. Zugleich gebe ich Euch einen Auftrag an den Heiligen Vater mit. Wir wollen nicht handeln, ohne vorher genau erwogen, geprüft zu haben. Der Papst wird unsere Privilegien bestätigen ...«

Drei Schläge an der Tür unterbrachen den Meister. Peyrand fragte nach der Ursache derselben. Des Meisters Kammerdiener brachte ein Schreiben von Ninove.

»Was ist das?«, fragte Jakob von Molay, indem er noch las und mit der flachen Hand über die Stirn strich. »Ein Legat des Heiligen Vaters in Ninove? Mit Aufträgen an mich? Nicht an den Orden? Das befremdet mich!«

»Mit Verlaub, lieber Herr«, meinte der Wildgraf, »mich befremdet es nicht, ich sah es kommen, wollte jedoch meinem Vermuten noch nicht Worte leihen. Ich ahnte schon in Lyon, dass bald ein Unerwartetes sich ereignen würde.«

»Sprecht, sprecht! Ich sehe ein, dass Ihr gut beobachtet.«

»Die Krönung hatte stattgefunden«, berichtete Hugo, »und wie ich mir auch Mühe gab, zu unserem neuen Herrn und

Richter zu gelangen; mein Mühen blieb ohne Erfolg. Da begegnet mir eines Tages ein junger Mann, dessen Gesicht ich schon einmal gesehen zu haben vermeinte. Ich redete ihn an, und ich hatte mich nicht geirrt. Auf der Veste Roucy sah ich ihn, als ich auf dem Weg nach Italien war. Ein Wort gab das andere. Er war mit dem Hofstaat des Königs nach Lyon gekommen, denn sein Meister, ein Waffenschmied aus Beziers, der mit einem der Abtrünnigen im Kerker auf Roucy gefangen lag ...«

»Wie hieß der Waffenschmied?«

»Florian, lieber Herr.«

»So hat Pontrouge doch nicht mehr berichtet als Wahrheit. Vergesst Eure Rebe nicht, ich will Euch nur die Stelle aus dem Brief unserer lieben Schwester mitteilen.«

Der Meister las: »Außer diesen beiden Abtrünnigen begünstigt der König einen früher zum Tode Verdamnten, einen Waffenschmied aus Beziers, dessen schöne Tochter mir übergeben worden war. In ihrer Dummheit erzählte sie mir, dass sie auf der Veste Roucy ihren Vater im Kerker besucht und ihr Bräutigam, der sich von ihr lossagte, geäußert hatte, er wolle sich in den Orden aufnehmen lassen. Da sei ein anderer Gefangener, sie beschrieb mir den Prior von Montfaucon, dazwischen getreten und habe den jungen Mann von diesem Vorhaben abgeraten. Aufmerksam gemacht durch des Königs besondere Huld gegen einen Missetäter, welcher mit einem Abtrünnigen des Ordens gefangen war, forschte ich weiter, konnte jedoch nicht mehr erfahren, als dass der Waffenschmied nie und nimmer seine Tochter einem Menschen zum Weibe geben würde, der nur von den Tempelherren spräche.«

»Was Pontrouge mit einer Neigung des Königs und der-

gleichen weiteren Geschichten sagen will, das verstehe ich nicht, es scheint für Weiber zu sein. Fahrt fort, lieber Herr.«

»Er teilte mir seinen Wunsch, in den Orden zu treten, mit. Ich nahm keinen Anstand, ihn aufzunehmen, zumal da er nicht mehr der Tochter seines Meisters angehörte. Durch ihn gelang es mir, mit einem von des Königs Kammerdienern in Berührung zu kommen und, sonder Arg, führte mich dieser in den Palast, um mir die prächtigen Geräte zu zeigen. Auf meine Frage, wo der König sei, ob ich ihn nicht einmal zu sehen bekommen könnte, wurde mir die Antwort, der König habe sich mit dem Heiligen Vater eingeschlossen. Unbefangen, scheinbar unbefangen und wie hoch verwundert, sah ich die köstlichen Geräte und zögerte, soviel ich konnte, damit ich Näheres erführe. Mein Führer drängte schon, da öffnete sich die Tür und König Philipp trat herein; hinter ihm sein Beichtiger, wie ich nachher erfahren habe, der Priester, mit welchem er im Dom von mir ging. Auch noch zwei andere folgten dem König, sein Kanzler Nogaret und Enguerand von Marigni. Der Kammerdiener stand bebend an der Tür.

Zornig hob der König an: »Was führt Euch, Ritter, in die Gemächer des Königs von Frankreich? Bei meiner königlichen Ehre, ich glaube, Ihr trotzet auf Euer Ordenskleid und denkt, alles sei Euch drum erlaubt!«

»Vergebt«, entgegnete ich mit Ehrfurcht, »die Neugier verleitete mich, die gepriesene, glänzende Hofhaltung Eurer Majestät zu sehen.«

»Und diesen Burschen nehmt Ihr zum Führer? Ich meinte nicht, dass ein deutscher Graf, ein Großkomtur des stolzesten der Orden, sich einem meiner Kammerdiener anvertrauen würde! Bei Gott, Herr Graf, es ist zum Lachen!«

Aufgemuntert durch des Gebieters Worte, lachten Nogaret und Enguerrand laut auf. Mir trieb der Zorn das Blut zu Kopf, doch die Scham über die unmännliche List schloss mir den Mund. Ohne dass ich es gewollt hatte, war jedoch meine Faust an den Griff des Schwertes gefahren. Der König flammte auf, gebot mir, den Palast zu meiden und fügte die Drohung hinzu, mich bei Euch verklagen zu wollen.«

Missbilligend schüttelte der Meister wieder das Haupt. »Der Eifer, wenn auch löblich die Absicht, führte Euch zu weit. Nun wird es heißen, eines von des Ordens Häuptern habe sich in den Palast des Königs geschlichen, um zu spähen, um zu horchen. Wenn auch Philipp selbst den guten Ruf des Ordens nicht zerfleischt, so werden diejenigen, welche uns beneiden, die Gelegenheit nicht versäumen, und ihrem Verdruss über uns Worte leihen. Doch, es ist geschehen. Es ist nichts mehr daran zu ändern. Zu anderen Dingen denn! Hat einer von Euch, liebe Herren, noch etwas vorzutragen, was in den geheimen Rat gehört?«

»Ich, lieber Herr und Meister«, erhob sich der, der den Schatz verwaltete. »Aus den nördlichen Provinzen sind Klagen an mich gelangt. Viele Komtureien bitten um Zuschüsse an barem Geld. Die Ernte ist schlecht ausgefallen, die Zehnten haben nicht eingetragen, und die Pächter sind in Rückstand geraten. Sagt an, lieber Herr und Meister, was sollen wir tun?«

»Es ist eine schwere Zeit in diesem Augenblick, lieber Bruder Schatzmeister. Das wisst Ihr ebenso gut wie ich. Der Krieg, wie wir ihn jetzt führen müssen, ist kostspielig. Gar wenig Zuschüsse werden uns zuteil, denn der Eifer für das Gelobte Land scheint in der Christenheit erkaltet zu sein. Die Beute von Tortosa hat kaum die Kosten des Zuges betra-

gen, denn mit dem Fürsten von Tyrus mussten wir sie teilen. Der Orden hat den Brüdern nicht mehr versprochen als Brot und Wasser, um Gotteswillen. Die Komtureien sollen sich daher einschränken. Wir können unseren Schatz in Zypern nicht erschöpfen. Wie vermöchten wir sonst jeden günstigen Augenblick zu benutzen, der sich darbietet, den allgemeinen Feind anzufallen? Müssen wir uns doch selbst verwahren gegen die Ungläubigen, Ninove und seinen Hafen noch mehr befestigen. Das kostet viel, sehr viel! Für jetzt also kann den bedürftigen Komtureien nicht geholfen werden. Es wäre denn, dass sie an Kleidern, Waffen und Pferden so sehr Mangel litten, dass sie nicht mehr mit Anstand, wie es den Rittern vom Tempel ziemt, erscheinen könnten. Den Bescheid gebt den Komtureien, lieber Herr. Es dauert mich, dass wir nicht helfen können. Zugleich verordne ich, dass schleunigst alles in den besten Stand gesetzt werde, damit wir den Abgesandten Sr. Heiligkeit so würdig empfangen, als man von jeher an uns gewohnt war. Ihr, liebe Herren, und noch sechzig andere Ritter werdet mich nach Ninove begleiten. In unserer Mitte wollen wir den Legaten hierher führen.

An Eurem Harnisch, Herr Graf, habe ich Gold bemerkt. Nehmt eine andere Rüstung, denn Gold und Silber verbietet die Regel an den Rüstungen, den Waffen der Tempelherren. Ich sage Euch das nicht, um die Regel aufs Äußerste zu treiben. Doch ein Legat des Papstes kann keinen Verstoß gegen dieselbe finden, zumal, wo dieses unter meinen Augen geschieht.

Ihr, lieber Bruder Marschall, sorgt, dass auch die Rosse ganz gerüstet seien. Der päpstliche Legat soll uns nicht anders finden, als stets bereit, das Schwert zu ziehen.

Ich entlasse Euch hiemit, liebe Herren und Brüder. Gott geleite Euch und lasse Euch im Guten stets vollkommener werden.«

Boulogne war schon unter der Tür, als ihn der Großmeister allein zu sich berief. Er und Boulogne waren Freunde. Sie teilten ihre Ansichten unter vier Augen offener einander mit, und was sie auch vor anderen Rittern verbargen, das wurde unter ihnen allein gewöhnlich verhandelt. Boulogne war das Haupt, Molay der Arm.

»Wir sind allein«, begann der Meister. »Sage mir, Boulogne, was du von dem allen denkst, denn als der Deutsche erzählte, da erblickte ich in deinen Zügen ein unnennbares Etwas, welches mich befremdete. Ich kenne deine Weisheit, deine ruhige Prüfung aller Umstände. Verhehle mir deine geheimsten Gedanken nicht, Boulogne.«

»Es ist noch zu früh«, war die Antwort des Generalprokurators. »Wenn ich dir jetzt meine Gedanken kundtäte, so würde ich mich eines Vorurteils schuldig machen. Der Legat des Papstes wird dir eine Bulle überbringen. Ihr Inhalt soll uns Licht geben. Wie ist der Name des Legaten?«

»Vergaß ich doch danach zu fragen.« Der Großmeister rief seinen Kammerdiener.

Georg erschien, und auf die Frage, ob sich nicht ausgesprochen habe, welchen Namen der Abgesandte des Papstes trüge, versetzte Georg: »Doch! Ich glaube, man nannte mir den Kardinal von Ostia.«

Da winkte der Großmeister dem Kammerdiener schweigend, dass er sich entferne. Die beiden Männer waren erstaunt über das sonderbare Zusammentreffen der Umstände.

Molay fragte zuerst: »Was denkst du, Boulogne? Was sagst

du?«

»Ich denke viel; doch ich sage wenig. Nur einen Rat will ich dir erteilen, Freund und Bruder, Sorge, dass der Deutsche nicht dem Kardinal begegnet. Hier darf den Priester nichts unangenehm berühren. Was auch in der Zeiten Schoß verborgen liegt, durch Ehren aller Art versuche es zu entkräften. Gelingt dir das - wohl uns allen! Gelingt es nicht, und Neid und Eifersucht und Bosheit reckt das Haupt empor, so bleibt dir mindestens das Bewusstsein, dass deine Schuld nicht den Keim zur Reife trieb und das Bewusstsein stärkt Kopf und Herz.«

Von lange her gewohnt, Boulognes Rat treu zu befolgen, reichte ihm der Meister lächelnd dankend die Hand. Die Männer schieden voneinander.

Fünftes Kapitel

War es doch, als zögen die Tempelherren gerade gegen den Feind, denn kriegerisch hallte es durch das ganze mächtige Gebäude. Nicht die Ordensoberen und die sechzig Ritter waren es allein, welche sich zum Aufbruch fertigmachten, sondern die vielen Knappen, deren mancher zwei bis vier halten durfte, je nachdem seine Würde ihn auszeichnete. Dazu kamen noch die Turkopolen, welche dem Großprior beigegeben waren. Von dem weißen Gestein bes Gebäudes wurden die Strahlen der Sonne zurückgeworfen, von ihnen erglänzten die blank geharnischten Rosse der Ritter, deren Stampfen und Wiehern in den reinen Äther hinein erdröhnten, vom Widerhall an dem trockenen Gemäuer verzehnfacht. In der besten Ordnung, still und mit bestem kriegeri-

schem Anstand verließ jeder Ritter das Haus, blieb bei seinem Ross stehen, denn keiner durfte es besteigen, ehe der Befehl ausgerufen worden war. Die Ritter, sämtlich schöne Mannsgestalten, angetan mit den blanken Rüstungen, den funkelnden Helmen, leuchtenden weißen Mänteln mit den roten Kreuzen, mit allem bewährt, was die Kriegskunst erfunden hatte, bildeten mit den Knappen und dienenden Brüdern, welche nur braune Mäntel oder schwarze mit roten Kreuzen tragen durften, ein buntes, aber schönes Gemälde. Das Gefolge des Großmeisters war königlich zu nennen. Prächtiger aber wurde es noch, als von den Stufen des Portals herab der Befehl gegeben wurde, die Rosse zu besteigen. Als die kampfgewohnten Tiere ihre Reiter auf sich fühlten, da waren die Mutbrünstigen kaum noch zu zügeln. Nur der kräftigen Faust eines Ritters war dies möglich, und bald erwartete das ganze Gefolge in schönster Ordnung das Ordenspanier. Voran, klingenden Schrittes und schwer bewaffnet, schritt der Marschall die Stufen herab, hinter ihm der Pannerer mit dem hochherrlichen Zeichen. Er trug das berühmte Beauseant in seinen Händen. Dicht an ihn schlossen sich zehn Ritter zur Seite und nach hinten, dazu bestimmt, das Heiligtum zu bewahren. Es war ein viereckiges Panier, im weißen Feld ein rotes Kreuz, mit der Umschrift *Non nobis, domine, sed nomini tuo da gloriam* (Nicht uns, Herr, sondern deinem Namen der Ruhm). In derselben Ordnung, wie der Marschall aus dem Haus getreten war, wurden auch die Rosse bestiegen, und nun fehlte nur noch der Meister mit Boulogne und dem Dauphin. Nicht lange durfte das Ordenspanier auf sie harren. Mit königlichem Anstand nahte Jakob von Molay. Seine Rüstung war blanker Stahl, das Auge konnte nicht darauf haften. Als er das Ross bestiegen

hatte, da öffnete sich plötzlich das gewaltige Tor. Er, Boulogne und der Dauphin waren die Ersten, welche das Haus verließen. Dicht hinter ihnen aber folgte der Marschall mit dem Panier, dann die Ritter und die Knappen, welche die Zwischenräume mit ihren Rotten ausfüllten. Unter den Säulen stand der Wildgraf Hugo mit unterschlagenen Armen und schaute dem Zug nach, bis das Tor sich hinter ihm geschlossen hatte. Düster war des Ritters Blick, ja feindlich gar, denn er konnte sich nicht erklären, warum man ihn vom Auszug des Konvents ausgeschlossen hatte. Die Ursache hatte man ihm vorenthalten, der Meister nur blinden Gehorsam von ihm verlangt. Ohne es selbst zu ahnen, stiegen in des Grafen Herzen böse Empfindungen auf. Ihn wollte es bedünken, als ob man den Deutschen in ihm zurücksetzte, weil der mächtige Orden in Frankreich am mächtigsten war. Dass man ihm das Haus anvertraut hatte, schien ihm die Bitterkeit der Zurücksetzung versüßen zu sollen, aber, welches Empfinden auch bei ihm aufsteigen mochte, der Gehorsam band ihn, das unzerbrechliche Gelübde.

Der Deutsche musste sich wohl fügen. Die Zeit wurde ihm lang im stillen Haus, und wie er umherschlenderte in den weiten Höfen, da lockte ihn der Schall zur Werkstatt des Waffenschmiedes hin. Er fand dort Balthasar, erkundigte sich bei dem Meister, wie er mit diesem Gesellen zufrieden wäre. Der rühmte ihn. Um nur einigermaßen sich der Langeweile zu entschlagen oder auch vielleicht in der Absicht, von Balthasar noch mehr zu erfahren, was irgend auf den im Kapitel verhandelten Gegenstand Bezug hätte, bat sich der Wildgraf diesen Gesellen von dem Meister aus. Balthasar folgte dem hohen Herrn sonder Scheu und antwortete dreist auf jede Frage. Jedoch erfuhr der Wildgraf nicht viel mehr,

als er schon wusste, und ohne seine Absicht hatte sich das Gespräch auf ganz andere Gegenstände erstreckt, als diejenigen waren, welche ein so hoher Herr mit einem Waffenschmiedegesellen hätte verhandeln können.

Auf die Frage des Wildgrafen, freilich nur gleichgültig hingeworfen, wie es Balthasar im Orden gefiele, versetzte der: »Edler Herr, ist es mir vergönnt, meine wahre Meinung zu offenbaren?«

Auf die Bejahung des Wildgrafen erklärte jener schlicht und gerade: »Ich habe es mir anders gedacht, edler Herr. So wie es jetzt ist, will es mir nicht behagen. Wenn ich mein Leben mit Gebeten und am Amboss hätte vollbringen wollen, so konnte ich das auch in jeder anderen Werkstatt. Ich meinte mindestens dienender Bruder zu werden, dass ich ein Schwert an der Seite trüge, durch Mut und Tapferkeit mir einen Namen erringen in der Welt, und die Seligkeit des Himmels. So aber, edler Herr, ist daran wohl nicht zu denken.«

»Balthasar«, redete ihm der Wildgraf zu, »die himmlischen Reichtümer des Ordens werden dir dennoch zuteil. Erfüllt du dein Gelübde, tust du deine Pflicht, so wird der Himmel dir nichts vorenthalten.«

»Das kann wohl sein, edler Herr. Aber ich meinte für das Kreuz zu sterben ...«

»Warum den just sterben? Wäre es dir auch vergönnt worden, das Schwert zu führen für Gott und unsere liebe Frau, so durftest du dennoch nur hoffen, Ungläubige zu erschlagen, nicht unter ihren Streichen zu erliegen.«

»Ach, edler Herr«, entgegnete Balthasar gedämpften Tones und mit einem Anstrich der rührendsten Wehmut, »das hat eine andere Bewandnis. Ich darf es Euch nur nicht sagen. Ein Verstoß wäre es gegen das Gelübde, welches ich getan

habe.«

Der Wildgraf, wohl ahnend, was den jungen Mann bewegte, drang in ihn, damit er ihm gestände, warum er hoffte, unter der Ungläubigen Schwertern sein Leben auszuhauhen.

»Ich finde Gefallen an dir, Balthasar«, fügte er hinzu, »wer weiß, ob der Meister nicht zugäbe, dass ich dich mit nach Deutschland nehme. Wenn ich dich bewährt gefunden als tüchtigen Reitersmann, als gehorsamen Knecht des Ordens, so könnte ich dir auch wohl ein Schwert an die Seite hängen. Du würdest mit mir ziehen, wenn von Neuem der Ruf durch die Christenheit erschallt, dass ein jeder Arm sich erheben solle zur Eroberung des Gelobten Landes, zum Wiederbesitz der Heiligen Stadt Jerusalem!«

Und höher leuchtete es auf in den Augen des Gesellen. Sein innerstes Herz erschloss er dem Grafen.

»Wohlan denn, Herr. Möget Ihr mich verdummen oder nicht, es muss herunter von der Brust, was gleich dem Alp mich drückt. In Lyon erinnert Ihr Euch meiner, auf Roucy hattet Ihr mich gesehen mit meines Meisters Tochter, mit Margot. Damals freilich sah ich nur Jammer und Not über uns kommen, wenn ich Margot zum Weibe nähme. Ich wollte ihr entsagen. Herr, ich liebte sie, wie einer nur lieben kann! Aber gerade darum sollte sie mir nicht gehören. Ihre Schönheit, dachte ich, ihre Tugend wird ihr einen anderen Mann erwerben, einen reicheren Mann, als du bist. Da meldete ich mich denn zur Aufnahme in den Orden. Man wies mich ab unter dem Vorwand, ich sei mit des Waffenschmiedes Tochter versprochen; und ich ging von dannen. Das Herz zog mich nach Paris. Wusste ich doch im Voraus, dass mich ein Wiedersehen wie jenes nicht beglücken würde, und

doch, weiß Gott, wie es kam! Ich musste in ihre Nähe. Tage lang umschlich ich die königliche Burg und fragte jeden, der mir irgend nur begegnete, ob er den Waffenschmied von Beziers und seine Tochter kenne. Umsonst! Niemand kannte ihn und sie. Da erzählte man sich in Paris, dass in einer der glänzendsten Versammlungen des Hofes eine niedrige Magd, die Tochter eines Waffenschmiedes des Herrscherpaares Huld und Gnade für sich gewonnen hatte. So wie der erste Sonnenstrahl über die höchsten Gipfel der Berge zuckt und die Nacht verscheucht, so drang diese Mär in meine Brust. *Ha, dachte ich bei mir selbst, bei dem Vater findest du sein Kind! Gehst zu ihm nach Handwerksbrauch. Er darf dir den Zutritt nicht versagen.* Herr, ich fand ihn, fand ihn auf weichem Polster, ihn, der kaum dem Tod durch Henkershand entronnen war, fand ich im prächtigen Gemach. Mit seidenen Lappen war er behängt. Bei ihm zwei Bedienstete des Königs, nicht aber sein Kind, sein einziges Kind - es war nicht bei dem Vater!«

Balthasars Gesicht war hoch erglüht, seine Augen funkelten. Der Graf beobachtete ihn mit steigender Aufmerksamkeit, denn ein so tiefes Gemüt hatte er nicht erwartet.

Balthasar meinte in dem forschenden Blick des Grafen die Mahnung im Verlauf zu lesen. Nachdem er die volle Faust vor die Stirn gedrückt hatte, dieselbe wieder rasch und zornig heruntergerissen, sprach er traurig kopfschüttelnd: »Margot fand ich nicht. Wie konnte ich sie auch hier finden - war sie doch im königlichen Palast. In meiner Brust aber glomm es auf, als wenn Satan sich zu einem Zug über die Erde rüste und die schwefelgelbe Lohe der Hölle über die Erde glose. Herr, ich hätte das Mädchen gern einem andern Mann zum Weibe gönnt, aber einem Könige zur - wie

soll ich es denn gleich nennen? Nimmermehr.«

»Beruhige dich, Balthasar, du siehst zu weit. Die Liebe entstellt dir alles in deinen Augen.«

»Ihr mögt recht haben, edler Herr. Und dem peinlichen Bild zu entgehen, tat ich das Gelübde, niemals eines Weibes in Liebe zu gedenken. Aber des Mädchens Bild steht immer vor mir. Ich kann mich seiner nicht entschlagen, und wenn ewige Verdammnis auf dieser Sünde lastete, ich müsste mich der ewigen Verdammnis anheimgeben.«

»Balthasar, du deutest das Gelübde der Keuschheit anders, als es der Orden heischt. Du darfst Margots Bild in deinem Herzen bewahren, du darfst sie lieben, wie man Gott liebt, nicht aber der Sinnenlust gedenken.«

»Ich verstehe Euch nicht, edler Herr.«

»Tut nichts, Balthasar, tut nichts. Und da ich deine Margot gesehen habe, auch dich wohl leiden mag, gerade um deines offenen Geständnisses willen leiden mag, so will ich dich von dem Meister begehren. Du sollst mein Knappe werden, meine Lanzen tragen, mein Schild, und an deiner Seite selbst ein Schwert.«

»Herr, Ihr zieht aber zurück nach Deutschland. Hier könnte jeder Tag mich an die Ungläubigen bringen ...«

»Tröste dich darob. So es Gott gefällt und unserer lieben Frau, wird bald ein neues Kreuzheer sich erheben und das Heilige Grab der Würfel sein, auf welchem es sich um Tod und Leben handelt.«

»So wird der Frankenkönig auch sich erheben müssen?«

»Freilich wird er das, Balthasar. Dürfte er zurückstehen gegen andere Könige der Christenheit, da er doch der beste Sohn der Kirche heißt?«

»Und er, er selbst müsste zum Schwert greifen ...?«

»Wenn er das ewige Gut erringen will, gewiss.«

»Doch das kann lange dauern, Herr, nicht wahr?«

»Wenn es geschehen soll, so muss es bald.«

»Wohl denn. Mein Kopf ist gar zu sehr erfüllt, als dass ich noch am Amboss hämmern könnte, gewährt mir die Bitte, und fordert mich alsbald vom Meister ab. Euer Wort hat ja Gewicht. Ich kann nicht länger an dem Amboss hämmern, kann nicht schmieden! Es reißt mich weiter - weiß ich auch nicht, wohin!«

Der Wildgraf war bereit, des Gesellen Wunsch zu erfüllen. Balthasar lieferte hier den Beweis, dass dann nur erst die Liebe sich in ihrer ganzen Kraft erhebt, wenn Eifersucht sich regt. Da gibt es keinen Unterschied der Stände. Mann ist Mann, und einem König selbst, dem Mächtigsten in der Christenheit, gönnte nicht einmal ein armseliger Geselle den Besitz des Weibes, welches er verschmähte.

Der Meister war erstaunt ob des Grafen Begehrt. Wohl hatte er in Balthasar den tüchtigen Waffenschmied erkannt, der, von anderer Gesellen Weise weit verschieden, ihm eine Mär erzählt hatte, die lehrreich war für den erfahrenen Meister. Eines so tüchtigen Gesellen konnte sich der Meister nicht so leicht ent schlagen. Darum warf er dem Wildgrafen ein, dass er nicht unbedingt über den Gesellen verfügen könnte, dass der Komtur des Hauses wieder zugegen sein müsste.

»Ei«, entgegnete der Wildgraf lachend, »wer außer mir ist denn jetzt Komtur des Hauses? Mir ist es anvertraut. Ihr werdet Folge leisten in allem, was ich heische.«

»Mir ist nichts davon angezeigt worden, edler Herr«, warf der Meister ein. »Ich muss für meine Gesellen eintreten. Darum lasst es ruhen, bis unser Herr und Meister zurückkehrt von Ninove.«

»Mitnichten!«, fuhr der Wildgraf auf. »Unbedingt sollst du mir Folge leisten! Tue es um Gotteswillen!«

»Und wenn Inr auch die ganze Regel anführt, der Geselle bleibt hier in der Werkstatt, bis unser Herr und Meister wiederkehrt von Ninove.«

»Noch einmal mahne ich dich, und leistest du mir nicht schuldigen Gehorsam, so lasse ich dich in Ketten und Bande werfen!«

»O ho! Nur nicht gar so streng«, ließ der Meister sich nicht schrecken. »Ruft Ihr Brüder zu Hilfe, so trotze ich auf meine Gesellen. Ihr werdet sehen, Herr, dass sie Schwerter, welche sie schmieden, auch zu führen verstehen.«

Mit einer Mäßigung, welche man dem feurigen Deutschen kaum zumuten konnte, sprach dieser endlich, mit langem Blick auf dem Meister weilend: »Bei Gott und unserer lieben Frau! Es ist weit gekommen. Der Knecht empört sich gegen seinen Herrn und Gebieter. Das führt zu keinem guten Ende.«

»Grämt Euch nicht darüber, edler Herr«, war des Meisters Meinung. »Wer wird auch sogleich das Ende absehen wollen? Wenn dem Orden, welchem wir uns beide einverleibt haben, - ob Ihr hoch steht, und ich niedrig, das bleibt sich gleich, - ein schlimmes Ende droht, so haben es die Brüderhandwerker wahrlich nicht verschuldet. Freilich, die müssen wohl gehorchen, werden zwischen vier Mauern gesetzt, wenn sie die Regel verletzen. Doch ein Ritter, der ist ein ganz anderes Geschöpf, der darf auch wohl zwei Nächte aus dem Hause bleiben. Er darf sogar einen Bruderhandwerker verunglimpfen. Es kommt auch nicht einmal darauf an, ob er Hand an ihn legt, und es fehlt nichts weiter, als dass er ihn an einen Pfahl binden ließe und stächeln.«

Dem Wildgrafen wurde unheimlich in der Nähe des Mannes, der mit jedem Worte heftiger geworden war. Der bedeutungsvolle Ton, welchen der Waffenschmied auf manches Wort gelegt, hatte seinen Gegner aufmerksam gemacht. Er fragte darum zuvörderst: »Was willst du damit sagen? Zwei Nächte aus dem Hause - ein Ritter - weißt du auch, welche Strafe dieses Verbrechen nach sich zieht?«

»Ich weiß, ich weiß, wie die Regel lautet. Aber die Regel gilt ja nicht unter Rittern. Ritter bestraft man nicht wie andere Leute. «

»Und wie bist du zu der Überzeugung gekommen?«

»Pah! Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Wo kein Richter ist, folgt keine Strafe.«

»Das lass ich dir nicht gelten, Meister. Du weißt um ein Geheimnis, ich sehe es dir an. Wir treten zur Seite und du vertraust es mir.«

»Warum denn just Euch? Wenn der Meister zurückkehrt, dann ist es Zeit genug, es ihm zu offenbaren.«

Dem Wildgrafen wurde klar, dass sein Befehl, wäre er auch noch so herrisch, hier nichts nützen würde. Darum schien es ihm zweckmäßiger, den Waffenschmied durch Güte zu gewinnen; jedoch er hatte sich betrogen.

Der Waffenschmied ließ sich ebenso wenig durch seine Güte kirren, als er sich durch seine Drohung hatte schrecken lassen, und des Meisters Befehl führte Balthasar wieder an die Arbeit. Graf Hugo verzichtete darauf, von dem eigensinnigen Meister etwas zu erfahren, verließ die Werkstatt und schlug den Weg zum Haus ein.

Der Meister aber hielt ihn zurück - er war ihm nachgeeilt - und sprach vertraulich: »Edler Herr, es ist nicht gut, dass die Gesellen hören, was ich Euch zu sagen habe. Seid mir nicht

unhold, ob meiner Weigerung, sie war nur die Frucht des Fürchtens um die Würde des Ordens. Nicht gut ist es, wenn die jungen Leute Dinge hören, welche sie nicht ahnen dürfen. Das Fleisch bedarf nur der Anregung, und die Sünde ist fertig.«

»So hast du mir von Fleischessünden was zu sagen?«

»Freilich, Herr, und das nichts Kleines. Ob das Haus Euch anvertraut ist oder nicht, das kümmert mich nicht in diesem Augenblick. Ihr aber könnt, was ich Euch sage, im Kapitel vortragen. Das werdet Ihr, denn so will es die Regel.«

Wohl erwägend, dass der Meister erfahren in des Ordens Regeln war, gab der Wildgraf ihm um so williger Gehör, da es etwas Großes sein musste, was diesen Mann zu seinem jetzigen Benehmen veranlassen konnte. Bald befanden sich die beiden Männer im Haus selbst, zu welchem der Zutritt sonst den Brüdern Handwerker versagt war. Den Wildgrafen reizte das Benehmen des Waffenschmiedemeisters, denn den kräftigen Mann reizt jedes kräftige, wenn auch feindliche Begegnen. Darum bewies er auch dem Waffenschmied eine Aufmerksamkeit, deren vielleicht nur wenige von ihm teilhaftig geworden wären. Er ließ nämlich Wein bringen und Wasser, lud den Waffenschmied ein, davon zu trinken, und ihm dabei zu erzählen. Der machte auch Gebrauch von dem Anerbieten, und um der Regel zu huldigen, tat er jedes Mal zu einem Becher feurigen Zypernweines drei Tropfen Wasser. Der Großkomtur ließ ihn gewähren, schwieg aber, in der weisen Absicht, durch das Schweigen seinen Gast zum Sprechen zu reizen, zumal der Wein die Zunge löst und das Herz öffnet. Er fand sich nicht getäuscht, denn bald eiferte der Meister über die Verderbtheit einzelner Mitglieder des Ordens und bedauerte, dass dergleichen Vergehen dem

ganzen Orden zur Last fielen. Kämen dieselben auch nicht gerade zur Sprache im Orden selbst, so hätte doch das Volk, die Laien, eigene Gedanken darüber, und der Ruhm des Ordens würde im Volk dadurch geschmälert.

»Richtig«, half er sich selbst in die Rede, »was ich Euch sagen wollte! Horchen und Verleumden ist zwar meine Sache nicht, auch nicht verraten, doch die Regel sagt: Wenn ich um das Vergehen irgendeines Bruders weiß und es verschweige, so habe ich selbst mich des Vergehens schuldig gemacht. Und davor mag mich Gott bewahren!«

Ob der letzten Formel erschrak der Wildgraf. Sie wurde nur bei Vergehen angewandt, welche den Verlust des Kleides oder gar den Ausstoß aus dem Orden nach sich zogen. Dem Meister entging die Bewegung des Großkomturs keineswegs. Er nahm aber wenig Rücksicht darauf und erzählte: »Es mögen wohl vierzehn Tage darüber vergangen sein, als ich um Erlaubnis bat, in der Stadt einen alten Bekannten besuchen zu dürfen. Ich wusste vorher, dass ich mich sobald nicht wieder von ihm trennen würde, und hielt sogleich darum an, die Nacht außerhalb des Hauses zubringen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde mir, und, das wisst Ihr wohl, edler Herr, wenn zwei alte Freunde einander wieder begegnen, da wird des Weines nicht geschont. So ging es bei uns. Wir tranken, erinnerten uns der vergangenen Zeiten, und als wir selig darin schwärmten, äußerte mein Freund, wie er sich niemals habe träumen lassen, dass ich in den Tempelherrenorden treten würde. Er täte es nicht, fügte er hinzu, und wenn ihm alle Schätze der Erde zuteilwerden sollten; denn er könnte einen Orden nicht lieben, dessen Vorsteher selbst ihre Gelübde auf eine so öffentliche Weise brächen. Das wurmte mich, edler Herr, es fehlte wenig, und ich hätte mei-

nem Freund den Krug an den Kopf geschlagen. Doch die Regel verbietet, dass wir uns an keinem Christen vergreifen dürfen. Es war ein schweres Stück, auf solche Beschuldigung des Ordens an sich zu halten, doch gelang es mir, wenn auch mit Überwindung, und ich fragte nur, ob er Beweise hätte.

›Nun freilich‹, versetzte er, ›werde ich Beweise haben, wenn ich etwas sage, und zwar hier auf meiner Nachbarschaft habe ich sie. Sieh, da drüben das Haus, an welchen der Mond das blanke Schloss an der Tür beleuchtet. Dem Strahl des Tages ist der Zutritt verwehrt. Dichte Läden verschließen die Fenster, und niemals sah ich irgendeinen durch die Tür des Hauses schreiten. In einer Nacht aber, mondhell wie diese, da ich hier saß und ein Freund mir gegenüber wie du, schlüpfte ein weißer Mantel durch die geöffnete Tür. Wir wurden aufmerksam auf die sonderbare Erscheinung und traten hinaus auf die Straße, um den weißen Mantel näher kennen zu lernen. Der Schatten meines Hauses verbarg uns jedem Blick. Wohl über eine Stunde harrten wir. Da traten zwei Gestalten aus dem Haus drüben: Der weiße Mantel war es und ein Weib in Sarazentracht. Ein Abschied zweier Liebenden stellte sich uns dar, Kuss um Kuss und dann gute Nacht. Ein Tempelherr und ein Sarazenemädchen! Am Schritt hätte ich ihn erkannt, wenn auch nicht der Mond ihn mir gezeigt hatte. Es war ein hoher Herr, einer von den Großprioren des Ordens ...‹«

›Sein Name ...?‹, fiel der Wildgraf ein.

›Der Dauphin von Auvergne.‹

›Unmöglich!‹

›Bei Gott und unserer lieben Frau! Es ist, wie ich gesagt habe.‹

»Ich glaube dir, Meister, denn du bist ein gerader, schlichter Mann. Doch muss ich näher prüfen, ehe ich die Klage erhebe. Geh denn, Meister, halte das geheim für jedermann, damit nicht böse Gerüchte dem Orden schaden, weil einer sein Gelübde brach. Ich komme zu dir, wenn die Umstände es erheischen, und bald wird es sich erklären, wie weit ein Dauphin von Auvergne sich vergehen darf und den Adel seiner Geburt auf Kosten des Ordens geltend machen kann.«

Der Waffenschmied war schon unter der Tür, als ihn der Wildgraf noch einmal um Balthasar mahnte.

»Ich werde ihn schicken, Herr«, willigte der Meister ein, jedoch sage ich Euch, der Geselle ist nicht zu niederem Dienst geboren. Wenn Ihr ihn zu Eurem Knappen macht, so wird er manchen Edelknecht beschämen.«

Sechstes Kapitel

An dem tiefblauen Himmelsdom der südlichen Zone war das glänzende Sternenheer heraufgezogen; in stiller Pracht glänzte in ihm der goldene Mond. Nemosia lag ruhig, die Wanderer in den Straßen der Stadt erquickte der Schlaf, den die Nachtkühle begünstigte. Lautlos verkehrten nur die Häuser miteinander, stille Grüße eines dem anderen winkend. Diese Nacht aber fand einen Wanderer in der Straße Fatme. Rasch war sein Schritt, doch nicht klingend, obwohl der weiße Tempelherrenmantel um den Wanderer flatterte. Der Strahl des Mondes fand auch nichts Glänzendes an dem, der diesen Mantel trug. Keine Rüstung deckte den Ritter, nicht einmal ein Schwert hing an seiner Seite; nur ein Dolch, in schwarzer Lederscheide, mit schwarzem Eisen-

griff, war seine ganze Wehr. Der Rittersmann musste die Örtlichkeit hier genau kennen, denn sein entschiedener Schritt führte ihn an die Tür desjenigen Hauses, an welchem der Mond das blanke Schloss beleuchtete. Ein nicht gar zu lautes Klopfen reichte hin: Die Tür wurde geöffnet, weiche Arme umschlangen ihn, und die wohlklingenden Liebesworte tönnten in sein Ohr. Und wie der Ritter in seinem Schweigen beharrte, da fühlte er sich am Arm fortgezogen. Sonderbar erregten die Worte sein Herz.

»O, komm, du Lieber, dass der Kerzen heller Schein mir dein Antlitz zeige! Wie lange, wie lange habe ich dessen entbehrt! Sieh, mich verwirrt die Freude. Ich weiß nicht, was ich denke, und deine ernsten Züge sehe ich schon in ein Lächeln sich verkehren, in ein Lächeln über das Geschwätz deines Mädchens! Immerhin, nun habe ich dich, nun bin ich glücklich ...«

Das nächste Wort erstarb auf den Lippen des Mädchens, denn ein Lichtstrom, welcher durch die Tür drang und des Ritters Züge erkennen ließ, verriet der vor freudiger Erwartung Bebenenden, dass sie sich getäuscht hatte. Statt der dunklen Augen flammten ihr die blauen des Deutschen entgegen. Mit lautem Schrei ließ das Mädchen die Hand des Ritters fahren, enteilte ihm durch eine andere Tür. Er sah sich allein in dem fremden Gemach.

»Bei unserer lieben Frau«, murmelte der Deutsche, »hätte ich doch nicht gedacht, dass es so stände um des Ordens Häupter! Wenn aber der Dauphin gesündigt hat, so war die Sünde gar zu verlockend.«

In seinen Betrachtungen störte ihn eine sonderbare Erscheinung. Die Tür, durch welche das Mädchen geflohen war, öffnete sich schnell, wie von einer kräftigen Mannes-

hand. Doch die eintretende Gestalt zeugte keineswegs von dieser Kraft. Es war ein Greis. Der gekrümmte Rücken sprach von der Last der Jahre, wenn es nicht schon der wie Silber glänzende Bart getan hätte. Die eine Hand noch am Griff der Tür stand der Greis minutenlang und forschte in den Zügen des Unberufenen. Der Deutsche aber sah ihn mit großem Blick an und prüfte die ganze Gestalt. Der Mann war nicht heimisch hier im Süden. Dieser Sonne Strahl hatte nicht den Knaben erwärmt. Unter den weißen buschigen Brauen leuchtete ebenfalls ein blaues Augenpaar, und in dem alten Gesicht waren noch die Überreste von eines nordischen Mannes Schönheit zu erkennen. Auch die Tracht des Greises stimmte nicht mit der des Mädchens überein. Sie war schwarz, nach dem Schnitt, wie sie in Deutschland der friedliche Bürger trug. Doch an dem Gürtel hing an goldener Kette in roter Scheide ein gekrümmter Dolch.

»Was führt Euch her«, unterbrach endlich der Greis das Schweigen. »Was wollt Ihr? Und wer seid Ihr?«

»Das Fragen ist an mir«, versetzte der Wildgraf trocken. »Wer bist du? Und was ist dein Gewerbe? Du bist nicht Muselmann oder ein Renegat?«

»Zu welchem Ende die Bemerkung? Dieses ist mein Haus, Herr, und ich bin nicht gesonnen, vor Euch, einem Fremden, wie vor einem Richter zu stehen!«

Mit den letzten Worten hatte sich der Greis dem Wildgrafen genähert. Das mannhafte Benehmen des Greises verfehlte seinen guten Eindruck nicht. Anstatt von der trotzigen Rede gekränkt zu werden, wurde der Wildgraf freundlicher. Er entgegnete dem Greis: »Du sollst sowohl nicht vor mir als auch vor deinem Richter stehen, doch will ich Aufschluss von dir, Aufschluss über jenes Mädchen und über irgendei-

nen meines Ordens.«

»Euer erster Anblick trägt. Ich hätte Euch zu gut gehalten, eines Ordensbruders Wege aufzuspüren ...«

»Dank es der Höhe meines Standes«, zürnte Hugo, »dass nicht mein Dolch das letzte Wort dir in die Kehle zurückstößt!« »Wirklich! Könntet Ihr das, Herr Ritter? In zweifle sehr daran, denn ich bin Christ, und gegen Christen darf der Tempelherr die scharfe Waffe nicht führen.«

»Warum aber trägt sich deine Tochter oder was sie sonst sein mag sarazenisch?«

»Das Mädchen ist nicht meine Tochter. Man hat es meiner Obhut anvertraut.«

»Das wird immer besser. Vermutlich durch einen Tempelherrn dir anvertraut?«

»Ihr fragt in der Tat zu viel, und zwar aus dem einzigen Grund, weil ich Euch nicht die Hälfte davon beantworten werde. Wenn Ihr irgendetwas bei mir suchen wollt, so kommt am Tag. Bei nächtlicher Weile möchte man Euren Besuch übel deuten.«

»Nun, bei unserer lieben Frau!«, rief der Wildgraf. »Das ist doch zum Lachen! Dem Dauphin von Auvergne wird das Haus in jeder Nacht geöffnet, und wer weiß, ob er in solcher tugendhaften Absicht herkommt, wie ich komme.«

»Welchen Namen nanntet Ihr, Herr Ritter; Dauphin von Auvergne? Der klingt mir nicht so ganz unbekannt; aber es ist schon lange her, dass ich ihn nicht gehört habe.«

»Was treibst du mit mir, Alter? Denkst du etwa, ich sei ein Narr, der nicht weiter denkt, als du es für gut findest? Den Dauphin solltest du nicht kennen! Ihn, der nächtlicherweise in diesem Haus Besuche abstattet! Und kurz und gut, du wirst mir Rede stehen. Ich sage dir, du wirst! Sonst habe ich

Mittel, dich zu zwingen, zu allem, was du nicht wolltest.«

»Was treibt Ihr nur! Ich bin des Königs Untertan. Der König nur, kein anderer, kann mich zwingen. Und wenn ich auch als ein Greis vor Euch stehe, so dürfte ich doch nicht gar zu lange den Stolz eines Tempelherrn ertragen. Ich werde mich vor Euch nicht verbergen. Ruft mich vor den Richterstuhl meines Herrn und Gebieters, dem werde ich Rede und Antwort stehen; nicht Euch, Herr Ritter.«

»Höre, Alter«, gab der Wildgraf nach, »die Festigkeit, mit der du auf deinen Willen beharrst, sie verletzt mich nicht. Doch bin ich nicht gekommen, damit die Vergehungen irgendeines meiner Brüder öffentlich zur Schau getragen werden. Mir ist genug, wenn ich ihn zurückbringe von dem schlimmen Weg. Gestehe mir denn offen: Kennst du den Tempelherrn nicht, der zu Nacht dein Haus besucht?«

»Seht, wenn Ihr so fragt, dann ist das ein anderes. Ich kenne den Ritter nur von Tortosa her, er war mein Retter und der Retter des Mädchens, welches Ihr gesehen habt. Setzt Euch nieder, Herr, ich will Euch das erzählen. Ich wohnte in Tortosa, kaufmännisches Gewerbe treibend. Christen und Sarazenen handelten gern mit mir, denn ich war redlich. Fleiß und Sparsamkeit verfehlten ihre Wirkung nicht. Ich war der reichste Mann in Tortosa. Da gefiel es dem Himmel, dass er die Tempelherren unter Jacob von Molay von Zypern herüberführte, mit ihm den Tyrerfürsten; und Tortosa fiel in ihre Hände. Mein Reichtum reizte die beutegierigen Söldner. Mich schützte es nicht, dass ich Christ war. Nur den geringsten Teil meiner Habe konnte ich bergen. Von meinen Hausleuten blieb mir keiner; nur die Mutter jenes Mädchens und dieses selbst. Bald aber erhob sich der Sultan mit seinem übermächtigen Heer, die Christen konnten sich

in Tortosa nicht halten, und noch einmal begannen sie zu plündern. Sie wollten nichts zurücklassen, damit es nicht dem allgemeinen Feind in die Hände fiel. Eine blindwütende Bande überfiel mich eines Abends in meinem Haus. Man wollte durchaus das Geständnis von mir erpressen, dass ich noch Reichtümer besäße, und wo ich sie verborgen habe. Ich wurde geschlagen, gestoßen, mit Füßen getreten, doch ich sagte nichts, mein Trotz vermehrte sich mit ihrer wütenden Begegnung. Zu Tode matt lag ich am Boden, da schleppten andere von ihnen meine Sklavin herein. Die sollte um meine Reichtümer wissen, und um den Ort, wo sie wären. Das Jammergeschrei des Weibes durchdrang das ganze Haus und rief endlich die Tochter herzu. Mutter und Kind hatte ich einst gekauft, hatte sie niemals trennen wollen, denn sie liebten einander zärtlich. Kaum erblickten die Krieger das schöne, blühende Mädchen, so frohlockten sie über den schönen Fund. Doch nur zu bald wurden sie unter sich selbst uneins, sie rissen sich um das Mädchen, sogar Schwerter zückten sie gegeneinander; es schien blutig werden zu wollen. Von dem Getümmel angelockt, trat ein Tempelherr mit zwei Brüdern herein. Sein Befehl donnerte unter die blind wütende Masse, und gehorsam, Furcht in Blick und Miene, entfernten sich die Raubsüchtigen. Auf den Knien dankte ich meinem Rettungengel; doch konnte ich seinen Namen nicht erfahren. Er entfernte sich mit seinen Brüdern, stolz den Dank verachtend, zu welchem ich mich erbot.

Ein anderes nahm mich in Anspruch. Meine Sklavin erlag den Misshandlungen; nach wenigen Stunden gab sie ihren Geist auf. Noch weinte die Tochter auf der Leiche der Mutter, da trat jener Rittersmann wieder zu uns herein, dieses Mal aber ohne Begleitung. Teilnehmend hing sein Blick an

der Weinenden, dann richtete er die Worte an mich: ›Warum weilst du unter den Heiden? Wir verlassen jetzt diese Küste, der nächste Tag führt uns wieder nach Zypern. Kommt der Sarazene wieder durch diese Tore, so wird er dir dein noch übriges Gut nicht lassen. Verschmähe darum meinen Rat nicht. Magst mit dir nehmen, was hier geblieben ist, und ziehe hinüber nach Zypern. Dort kannst du Handel treiben, besser und vorteilhafter als hier.‹ Des Ritters Worte fielen in einen empfänglichen Boden. Das kürzlich Erlebte ließ mich die Gefahr in ihrer ganzen Größe erkennen. Ich raffte zusammen und zog hierher. Das ist alles, Herr; und noch bis heute habe ich seinen Namen nicht erfahren.«

›Soll ich dir glauben? Soll ich nicht?«, versetzte Graf Hugo kopfschüttelnd. ›Warum aber besucht der Ritter nachts dein Haus? Warum meidet er den Schein nicht, der allein schon hinreicht, ihn vor den Richterstuhl seines Vorgesetzten zu berufen? Und warum sprach das Mädchen von Liebe, als es mich an seiner statt empfing?«

›Könnt Ihr das Mädchen darum verdammen, da es sein Dankgefühl in Worte kleidet, wie das Herz sie geboren hat?«

›Nein, nein, Alter, ich lass dir das nicht gelten! Der Lüge scheinst du nicht gewohnt, denn ich finde dich verlegen. Sage mir die Wahrheit ohne Scheu und Hehl. Mein ritterliches Wort sei dir Bürge, dass ich in Güte versuchen werde, das Ganze auszugleichen. Ich bin für diesen Augenblick Komtur des Hauses hier in Nemosia, um so leichter wird es mir, mit Nachsicht zu verfahren. Du hast nicht lange zu bedenken, denn wie ich dein Haus verlasse, ist die Zeit zum Prüfen und Wählen vorüber.«

›Inr seid der Komtur des Hauses ...?«, fragte der Greis. Die Bemerkung schien ihm schwer aufs Herz gefallen zu sein.

»Wie ich gesagt habe, so ist es. Ich bin zwar nur kurze Zeit erst hier, doch bekleide ich in meinem Vaterland eine der höchsten Würden des Ordens. Habe Zutrauen zu mir, ich bin ein Deutscher und halte in allem Wort, was ich verheiße. Treibe mich also nicht so weit, dass ich vor dem versammelten Kapitel dem Bruder Tempelherrn sein Vergehen vorhalten müsste. Auch deiner dürfte ich nicht schonen und des Mädchens.«

Der Greis besann sich eine Weile, dann entschied er sich plötzlich: »Ich hole das Mädchen, Herr. Mögt Ihr es selbst fragen, ich vermag nicht mehr zu geben.«

Und ohne des Wildgrafen Erlaubnis abzuwarten, entfernte sich der Greis. Sein Ruf drang durch das Haus, und bald führte er das zitternde Mädchen vor den Ritter. Nun erst konnte der Wildgraf die ganze hohe Schönheit ermessen: Ein Weib stand vor ihm, wie er es in Zaubermärchen hatte beschreiben gehört; noch mehr verschönt von holder Scham, welche durch die feine dunkle Haut leuchtete. Kaum wagte das Mädchen den Blick zu ihm zu erheben; doch als er es anredete, die langen schwarzen Wimpern sich erhoben, da leuchtete es aus den schwarzen Sternen wie dunkel glühende Kohle. Die rechte Hand unter dem wogenden Busen geschmiegt, stand nun das Mädchen in so reizender Verwirrung da, dass der Wildgraf mehrere Fragen an dasselbe gerichtet hatte, ohne sich seinem Hauptzweck zu nähern. Er wusste schon des Mädchens Namen. Es antwortete ohne Scheu, wenn er fragte. So war es denn auch möglich, den Namen desjenigen zu erfahren, für welchen der Wildgraf empfangen worden war. Selma nannte ihn Guy. Mehr wusste auch sie nicht von ihm, doch beschrieb sie ihn mit so lebendigen Farben, dass es just keines Scharfblickes bedurfte,

um mehr als Freundschaft zwischen den beiden zu vermuten. Die Verzückung, in welche das Mädchen geriet, als es von dem guten Herzen des Mannes sprach - alles bekundete die Glut einer wahren, überschwänglichen Liebe. Der Greis aber verriet durch seine Aufmerksamkeit, mit welcher er den Worten des Mädchens lauschte, dass es wohl eine andere Bewandnis um die Herkunft des Mädchens haben müsste, als er dem Ritter früher gesagt hatte. Auch der Reichtum, der Selma umgab, war sicherlich nicht aus der Nachlassenschaft einer Sklavin im Haus eines Kaufmannes. Dies alles vermochte den Wildgrafen mit einer plötzlichen Frage hervorzutreten.

»Höre, Mädchen, sag mir die lautere Wahrheit, weißt du nicht, dass ein Tempelherr kein Weib lieben darf? Hörtest du niemals, dass sein Herz so rein und makellos bleiben müsse wie der weiße Mantel mit dem roten Kreuz?«

»Ich verstehe Euch nicht, Herr, mindestens nicht ganz. Wohl habe ich viel gehört von jener tapferen Christenschar, welche selbst ihren Feinden Ehrfurcht einzuflößen wusste. Man sagte mir, sie hießen Tempelherren; und wie sich ihr Ruf bewährt, das habe ich in Tortosa erfahren.«

Ohne noch eine Frage des Ritters zu erwarten, erzählte Selma mit der leidenschaftlichsten Aufregung, was dieser schon von dem Greis erfahren hatte. Aus des Mädchens Mund aber tönnten die Worte wie Preisgesang, und wie verklärt waren die Züge des schönen Gesichtes, da es die Rettung aus den Händen der wilden Bande beschrieb. Das alles aber konnte den Wildgrafen nicht vermögen, von dem einmal gefassten Entschluss abzugehen, und er versuchte dem Mädchen das Strafbare eines solchen Liebesverhältnisses begreiflich zu machen. Doch hier war die größte Beredsamkeit

vergebens.

»Wie«, fragte Selma, »wie sollte ich den nicht lieben, dem ich das Leben verdanke? Kann Euer Gott den Undank befehlen? Ich werde meinen Retter lieben, bis mein Herz bricht, und weiter noch, wenn es möglich sei. Ich muss ihm angehören hier und dort, und fest steht es vor meinem inneren Blick, dass wir uns auch drüben wiederfinden werden.«

Auf des Wildgrafen Stirn lagerten sich sorgenvolle Falten, und beinahe mit Verdruss sprach er zu dem Mädchen: »Wie sich das schnell auch in deinem jugendlichen Kopf entspannen, wie schön du auch sprichst, anders wirst du es sich gestalten sehen. Du und er, beide seid Ihr strafbar. Es täte mir leid um ihn, um dich.«

»Sprecht Ihr doch, Herr, als hätte Guy noch jemand über sich. Kein König der Erde, so sagte er mir einmal, dürfe ihn vor seinen Richterstuhl fordern. Und ihm glaube ich, denn der Mund ist keiner Unwahrheit fähig.«

»Nun denn«, meinte der Wildgraf kurz, »so sage nur, wenn er wiederkommt, ich sei hier gewesen. Ich will doch sehen, ob er dir die Gefahr nicht zeigt, welche euch beiden droht!«

Bis jetzt hatte der Greis kein Wort in die Unterhaltung gemischt, nun aber trat er hervor, machte den Ritter aufmerksam, dass die Stunden der Nacht ihrem Ende zueilten, und man ihn nicht bei Tagesanbruch erkennen dürfe, da man seinem Hiersein eine ganz andere Absicht unterlegen würde.

»Du mahnst mich zur rechten Zeit«, erhob sich der Wildgraf. »Ich scheidet jetzt; nur die Warnung lasse ich Euch zurück, verschmäht sie nicht, es könnte zu spät werden. Wer dieses Mädchen ist, das will ich nicht wissen, sie ist aber nicht das, für was du sie ausgegeben hast. Wir könnten wohl

noch weiter fragen, denn hier auf Zypern sind wir mächtig genug, einen König zur Rede zu stellen, und was wäre dann ihr Los und das deine?«

»Herr Ritter, ich verschmähe Eure Warnung nicht, doch lässt sich das nicht in aller Eile schlichten. Ein Mädchenherz ist ein gar eigensinniges Ding. Doch geht ruhig heim, und wenn Ihr es erlaubt, so komme ich zu Euch in das Haus und berichte den Erfolg.«

»Tue das, ich bin damit zufrieden. Doch nicht zu lange darf es dauern. Das Säumen würde das Schwert der Gerechtigkeit beflügeln; und was hätte vermieden werden können, das wird geschehen müssen.«

Der Ritter hatte sich längst entfernt, Selma das Lager gesucht, und noch immer saß der Greis unermüdet an Schriften arbeitend. Er schrieb an Wilhelm von Villaret, den Großmeister der Hospitaliter.

Siebentes Kapitel

Die Boten, welche der Großmeister von Ninove sandte, jagten einer den anderen, denn in Nemosia sollte der Legat des Papstes seinen Einzug halten. Es musste nichts Geringes sein, was den Großmeister vermochte, die ungeheuren Geldkosten nicht zu scheuen und den Kardinal von Ostia nicht allein mit königlichen Ehren am Landungsplatz, sondern auch in seiner Residenz zu überhäufen. Alles wurde angeboten, sogar bis zu den Brüdern Handwerkern hinunter. Der Drapier musste allen und jedem neue Kleider austeilen, und gleich wie an einem hohen Festtag wurden die Speisen schmackhafter und köstlicher als sonst gewählt. Außer den

gewöhnlichen wöchentlichen Almosen, welches dreimal stattfand, sollte es auch in doppeltem Maß ausgeteilt werden. Nichts wurde also vergessen, die Anwesenheit des päpstlichen Legaten nicht allein feierlich und glänzend zu machen, sondern sie sollte auch eine freudige Erscheinung für alle und jedermann werden. Der Tempelherren Reichtum ließ solches zu, und selbst der Regent von Zypern, der Fürst von Tyrus, konnte mit seinem Hofstaat nicht so glänzend erscheinen wie Jacob von Molay mit seinen Rittern. Auch dieser Fürst war auf die erste Nachricht von des Kardinals Landung ihm entgegengeeilt, traf jedoch erst mit ihm zusammen, als der Kardinal inmitten seines Gefolges, von den Tempelrittern umgeben, sich auf dem Weg nach Nemosia befand. Da die Tempelherren bei ihren Zügen jedes Mal selbst vor den Rittern vom Hospital den Vorrang hatten, indem das wahre Kreuz sich in ihren Händen befand, so verstand es sich von selbst, dass der Fürst von Tyrus mit seinem Gefolge, da sie nur weltliche Ritter waren, mit einem Stolz behandelt wurden, der Fürsten- und Ritterehre beleidigte. Doch ertrug dieser Prinz von Geblüt die Behandlung mit einer Geduld, welche unbegreiflich war, denn die Tempelherren waren so mächtig auf Zypern, das Vernehmen zwischen ihnen und dem königlichen Hof von lange her so schlimm gewesen, dass es leicht hätte geschehen können, den päpstlichen Legaten von dem Regenten zurückzuhalten. Wenn auch Jacob von Molay erst kürzlich noch im Verein mit diesem Fürsten den gemeinsamen Feind bekriegt hatte, so konnte Amaury, der für den minderjährigen Hugo IV. das Regiment führte, nicht vergessen, wie Molays Vorgänger und dieser selbst zu öfteren Malen schon das königliche Ansehen angetastet hatten. Jetzt, da der Hauptsitz der Tem-

pelherren auf Zyperu war, jetzt musste Amaury, obwohl beschränkten Verstandes, alles um das königliche Ansehen auf dieser Insel fürchten, und nichts schien ihm geeigneter, sein Ansehen zu schützen, wenn er sich der Freundschaft des Superiors der Tempelherren versicherte: Der war der Papst. Jede Ehrenbezeugung gegen dessen Legaten galt ihm selbst, und eben deshalb fand es Amaury dem königlichen Ansehen nicht zuwider, mit den Tempelherren daherzuziehen und nicht den Vorrang zu haben.

Welcher Jubel in Nemosia, wie geschmückt jedes Kind, als der Wagen den heiligen Herrn in die Stadt führte! Tiefen Ernstes, doch prächtig wie sie ausgezogen und in derselben Ordnung, geleiteten die Tempelherren den Wagen mit der bedeutungsvollen Bürde. Am Tor des Hauses, unter Anführung des Wildgrafen, waren die daheim gelassenen Ritter zu Fuß aufgestellt. Den Hintergrund des Hofes füllten dienende Brüder und Brüder Handwerker. Als der Zug bis an das Tor gelangt war, da erst hielt der Großmeister sein Ross an, mit ihm seine nächsten zehn Ritter, und bewillkommte nun erst den daherziehenden Fürsten Amaury. Wie seines Gleichen redete ihn Jacob von Molay an. Der Fürst dankte, und an des Großmeisters Seite ritt er in den Hof. Eben läutete man zur None, denn früh am Morgen war man von Ninove aufgebrochen. Darum verfügten sich diese verschiedenen fürstlichen Männer in die Kapelle. Der Kardinal selbst wollte die Messe lesen. Zu seiner Rechten vor dem Altar stand der Fürst einer kriegerischen Geistlichkeit, zu seiner Linken ein weltlicher Fürst, und er selbst zwischen beiden ein Fürst der Kirche. Es war ein Ehrfurcht einflößender Anblick, die edlen Ritter in stiller Andacht sich aneinanderreihen zu sehen, und durch die offene Tür des Gotteshauses noch die unzähligen

Gesichter der Gläubigen, welche dieses nicht alle fassen konnte. Doch war wohl in manches Mannes Herzen ein anderes Gefühl aufgestiegen als die inbrünstige Andacht oder die gottergebene Demut.

Des Meisters Züge blieben sanft und ernst. Amaury aber schien Demut zu heucheln. Der Dauphin von Auvergne konnte den Blick nicht von dem Wildgrafen wenden, denn der hatte ihn scharf prüfend angesehen, als er ihm im Tor begegnete. Boulogne sah starr vor sich nieder, wie einer, der tief nachdenkt, und den die Umgebung selbst nicht in seinem tiefen Denken stören kann. Gegen diese alle stach jedoch Montroyal auffallend ab, denn dieser überschaute mit der ganzen Zufriedenheit eines erfahrenen Kriegsmannes die Versammlung. Sein Herz freute sich an den rüstigen Gestalten.

Die heilige Handlung war zu Ende. Der Kardinal, der Großmeister und der Fürst verließen das Gotteshaus. Niemand aber schloss sich ihnen an. Nur der Seneschall ging weit ab zur Seite neben ihnen, um den hohen Gästen zur Hand zu sein. Schon mehrere Minuten waren verstrichen, seitdem der Großmeister mit den beiden seinen Palast betreten hatte, da erschien der Seneschall wieder, berief die Superioren des Ordens zu dem Großmeister und bedeutete die Kämmerer des Fürsten, wie derselbe ihrer begehre.

Dieses Mal war der Geheime Rat des Großmeisters weit zahlreicher als das erste Mal, denn man hatte wegen des eigenen Falles auch von den ältesten Brüdern mit in den Rat ziehen müssen, obwohl diese keine hohe Würden bekleideten. Es fragte sich hier nämlich um nichts Geringeres, als ob es ratsam wäre, des Papstes Sendschreiben vor dem versammelten Kapitel zu offenbaren oder den Inhalt desselben als

Geheimnis des Geheimen Rates zu betrachten. Der Inhalt des päpstlichen Sendschreibens war so ganz eigener Art, dass die verschiedenartigsten Empfindungen davon erweckt wurden. Boulogne zwar und Pruino, der Dauphin und Peyraud, sie schwiegen. Hingegen konnten der Wildgraf Hugo und Montroyal ihr Befremden, ja ihre Entrüstung nicht verbergen.

»Da haben wir es!«, rief der Erstere. »Uns will man von Zypern losreißen, damit der auf unseren Ruhm eifersüchtige Villaret freieren Spielraum habe ...!«

»Ja, bei Gott und unserer lieben Frau!«, fiel Montroyal dem Deutschen bei. »Fein, sehr fein angelegt der Plan, uns die Gelegenheit zu nehmen, den Ruhm, den wir so lange bewahrt haben, auch ferner zu erhalten. Aus Rittern will man Federfuchser machen, und statt dem halben Mond zu begegnen, sollen wir päpstliche Runtien vor uns sehen; oder auch wohl gar mit unbärtigen Knaben verkehren, die für eine Schmeichelei den Ritterschlag empfangen, für die glatten Worte bei einem Hoffest irgendeinem schönen Weibsbild gesagt. Ist es nicht schon genug, dass die ganze Christenheit wie im Schlaf liegt, und uns nun auch das letzte Stückchen von dem heiligen Boden entrissen worden, von der heiligen Erde, die so viele unserer Brüder mit ihrem Blut getränkt haben? Es soll uns auch nicht einmal die Hoffnung bleiben, den hündischen Sarazenen wieder anfallen zu dürfen! Den Großmeister will Sr. Heiligkeit, um mit ihm zu überlegen - warum denn ihn just, da doch Boulogne zehnmal eher mit geistlichen Herren kramen kann ...?«

»Still, still, Montroyal«, unterbrach ihn endlich der Meister. »Gehorsam gegen unseren Superior, den Einzigen in der Welt, ist unsere Pflicht, so gut wie jeder von uns das Gelüb-

de des Gehorsams unverbrüchlich halten muss. Doch das nebenbei. Seine Heiligkeit hat auch Villaret zu sich nach Avignon berufen. Vermutlich auch den Großmeister der deutschen Herren. Wer weiß, Clemenz V. wird sein Pontifikat auf gottgefällige Weise antreten wollen. Und wir, die Vorsteher der kriegerischen Orden, unser Gutachten über einen neuen Krenzzug abgeben. Das scheint mir des Papstes Absicht, das sein Zweck, und der ist wahrlich bedeutungsvoll für die ganze Christenheit.«

»Vergönnt mir das Wort, lieber Herr«, trat der Deutsche wieder hervor. Nachdem der Meister ihm bejahend zugewinkt hatte, erhob der Wildgraf die freie Rede. »Verbrechen wäre es hier, zu schweigen, von dem zu schweigen, was mir noch wie im Nebel vor den Sinnen schwebt. Einen neuen Krenzzug sagt Ihr? Wer könnte wohl noch auf ein Christenheer rechnen, da die Führer von allen Heeren stets durch Uneinigkeit unter sich das Verderben heraufbeschworen haben? Soll ich Euch an das Treffen bei Masture erinnern, in welchem der Graf von Artois, des heiligen Ludwigs Bruder, unter den Streichen der Sarazenen fiel, weil er dem Befehl des Tempelherrenmeisters, der dort den Vortrab führte, nicht Folge leisten wollte? Auch der Meister fiel nach ihm, nachdem seine tapferen Taten ihn der Unsterblichkeit wert gemacht hatten. Das ist noch nichts gegen die großen Verluste, welche stets das Kreuzheer wegen der Uneinigkeit der Führer trafen. Man muss erröten, dass so vielen tapferen Herren auch darum Demütigungen zuteilgeworden sind. Und Seine Heiligkeit, meint Ihr, wollte aufs Neue das Kreuz predigen? Ich bitte Euch, Herr, verseht Euch dessen nicht von einem früheren Erzbischof von Bordeaux, der dem französischen König den Apostolischen Stuhl zu danken hat. O,

ich sehe es kommen, dass dieser König Clemenz den Fünften, welchen er selbst erhoben hat, noch weniger schonen wird als Bonifaz den Achten! Unerhört in der Christenheit, beleidigte sein Helfershelfer, Nogaret, den Papst persönlich in Anagni. Und Scianna Colonna schlug den Heiligen Vater mit der Faust ins Gesicht! Bedenkt nun, lieber Herr und Meister, die Colonnische Partei siegte in Perugia; und zu ihr gehört der Legat des neuen Papstes, gehört der Kardinal von Ostia!«

Tiefe, finstere Falten lagerten sich auf des Meisters Stirn. Peyraud bemerkte es und wandte das Wort an den Wildgrafen: »Hätte ich doch nicht geglaubt, lieber Herr, dass Euer zufälliges Erscheinen hier auf Zypern so mächtig eingriffe in die Beratschlagungen der Ordenshäupter! Dass man Euch in Perugia und Lyon nicht mit den Ehren überhäufte, welche dem von Gottes Gnaden erwählten Meister zukommen. Dass Euer deutscher Stolz dort nicht gesättigt worden war ...«

»Was!«, fuhr der Wildgraf auf, und höher und höher flammte sein Auge. »Hat sich denn der Welt Ordnung verkehrt, dass Beleidigungen im Geheimen Rat des Großmeisters der Tempelherren heimisch sind?«

»Still! Ich gebiete Euch«, erhob sich der Großmeister. »Bei dem Gehorsam, den Ihr gelobt, nicht ein Wort ferner! Boulogne, sagt Eure Meinung, lieber Herr, was denkt Ihr davon?«

»Ich meine, dass es eines Legaten nicht bedurft hätte, wenn der Heilige Vater uns nur zu sich berufen wollte. Warum sandte er ihn nicht auch an Villaret?«

»Bedenkt, lieber Herr«, warf der Meister ein, »dass die Ritter vom Tempel die Wichtigsten sind in der Christenheit,

und nicht ein anderer Orden vorhanden ist, der sich einer solchen Würde zu rühmen hätte wie der unsrige. Wohl ziemte es dem Heiligen Vater, die Achtung gegen seine beste Stütze, auf die er trotzen könnte gegen eine Welt, so hoch zu achten.«

»Ich nehme das Wort aus Eurem Mund, lieber Herr und Meister«, beharrte der Deutsche wieder. »In Eurem Geheimen Rat darf man davon sprechen, was des Ordens tiefstes, undurchdringlichstes Geheimnis ist. Auf uns gestützt, sagt Ihr, könne Seine Heiligkeit einer Welt trotzen - ganz recht! Und jeder Tempelherr darf stolz sein auf die Kraft des Ordens. Doch möge Eure Weisheit sich nicht von dem Stolz allein verleiten lassen. Zwanzigtausend in den Waffen wohlgeübte Mannen, und das Vermögen, ein ebenso großes Hilfsheer hinstellen zu können; das dürfte einen um seine Herrschaft eifersüchtigen König, wie Philipp von Frankreich, wohl eine schlaflose Nacht kosten.«

»Bei Gott und unserer lieben Frau«, zürnte Jacob von Molay, »Eure leichtfertige Rede bringt ans Licht, was ich kaum zu denken wage ...«

»O, denkt, lieber Herr und Meister, denkt reiflich darüber nach; ersinnt Ausflüchte; jetzt werden sie Euch nicht schwer. Denn wenn Ihr wachsam liegt zwischen der Christenheit und den Heidenvölkern, so tut Ihr als Meister Eure Schuldigkeit. Wolltet Ihr ja doch den Generalvisitator nach Frankreich schicken. Gebt ihm der edlen Herren noch eine gute Zahl an die Seite, so wird Seine Heiligkeit sich keineswegs über Nichtachtung zu beklagen haben«

»Dem Großkomtur von Deutschland muss ich beistimmen«, waren des Dauphins erste Worte. »Das eifersüchtige Streben der Ritter vom Hospital würde freieren Spielraum

haben, wenn unser Herr und Meister Zypern verliesse. Der Fürst von Tyrus, der Regent, wie er auch freundschaftlich mit uns eingezogen und wir ihn gastfrei aufgenommen haben, er wird der Gelegenheit froh sein, des Ordens Haupt nicht im Hauptsitz des Ordens zu wissen.«

Der Wildgraf suchte des Dauphins Blick; doch wollte ihm das nicht gelingen, denn der Großprior von Normandie hatte einen anderen Grund, die Reise nach Frankreich zu widerraten, und wusste, dass Jacob von Molay nicht ohne ihn sie unternehmen würde. Aber auch der Schatzmeister äußerte jetzt seine Meinung.

»Gutes kann sich der Orden keineswegs von Philipp von Frankreich versehen. Wer war am meisten gefährdet, als er den Wert der Münze eigenmächtig heruntersetzte und das Volk sich darum empörte? Wir waren es. Und nun heißt es gar, Tempelherren hätten an dem Aufstand teilgenommen, hätten ihn geleitet. Des Königs Rachsucht kennt jeder - Gott weiß, was er bei dem neuen Papst für Klagen gegen uns anbringen will! Mag er es tun, wenn unsere Kräfte nur nicht zerstückelt sind, wenn wir der Gewalt Gewalt entgegensetzen können.«

»O, dass mein Ohr solches hören muss!«, rief der Großmeister. »Nein, nein, liebe Herren, der König ist mein Freund. Und er, der selbst einmal den Wunsch gehegt hatte, sich enger und persönlich mit dem Orden zu verbinden, ihn werde ich in meinem Geheimen Rat nicht länger verunglimpfen lassen. Das ganze Kapitel soll in dieser Nacht versammelt werden. Dort wird es sich entscheiden, was ich zu tun und zu lassen habe. Begeht Euch jetzt in den Speisesaal, nicht in den Konvent. Genießt der Freuden des Mahls, doch die hohen Gäste schont selbst mit Blicken. Handelt weise,

wie es sich in so schwerem Augenblick ziemt. Ihr, Großprior von Normandie, führt den Fürsten von Tyrus zur Tafel. Den Legaten Seiner Heiligkeit hole ich selbst.«

Auf den Wink des Meisters entfernten sie sich alle mit den verschiedenartigsten Empfindungen in den Herzen. Ein königliches Mahl war bereitet worden; und auch hier behielt der Großmeister selbst die äußeren Zeichen seiner Würde bei, welche ihn unumschränkten Herrschern gleichstellte. Der Kardinal selbst sprach das Gebet. Es würzte das Mahl, welches, da die Tempelherren stets dem Morgenland nahe lagen, aus feineren Speisen bestand als das eines Königs von Frankreich. Die Insel selbst gab köstlichen Wein, und herrlich glänzte er wie Gold in reichen Pokalen. Zwar gebot die Regel, den Wein mit Wasser zu vermischen, aber das wurde nicht so streng genommen, da die beiden hohen Gäste diese Regel wohl kannten, ihr aber nicht huldigten. Hier saß man auch nicht im Konvent zu Tisch, darum war es den Brüdern erlaubt, eines ernsthaften Gespräches miteinander zu pflegen. Der bei Weitem größere Teil von ihnen, im Getreide der Feldlager gereift, mit Schlachten seine Lebenstage bezeichnet, verlor bald den letzten Anstrich von mönchischem Wesen, denn der Wein entkleidete sie dessen. Das schien der Augenblick zu sein, welchen der Kardinal von Ostia erwartet hatte. Er trank auf das Heil des neu erwählten Oberhauptes der Kirche, und silberhell klangen die schäumenden Pokale. Nach ihm erhob sich der Großmeister, sprach kräftige Worte zum Trunk. Sie bezogen sich auf die einzige Hoffnung seines Lebens, auf die Wiedereroberung des Heiligen Grabes. »Wenn erst«, fügte er hinzu, »ein christlicher König wieder in Jerusalem thront, dann möge sich das Bahrtuch über meinen Leichnam breiten.«

»Ein frommer Wunsch«, gab der Kardinal zu, »wert, mit goldenen Lettern auf Sankt Peters Stuhl zu prangen. Nun, wer weiß, ob nicht bald die Aussicht auf Erfüllung desselben sich öffnet?«

»Wie meint Ihr das, Herr Kardinal?«, fragte Jacob von Moly mit dem Feuer eines alten vom Wein erregten Mannes. »Sollte Seine Heiligkeit ...?«

»Ich sollte eigentlich nicht davon sprechen«, meinte der Kardinal nach einigem Nachdenken. »Auch kenne ich des Papstes wahre Meinung nicht ganz genau. Doch - es sind ja lauter edle Herren und Ritter um mich her, welche mein offenes Vertrauen nicht mit Schwatzhaftigkeit vergelten. Ich hörte den Heiligen Vater sagen: Ein Christenheer, wie dergleichen sonst gewesen, ist weder aufzustellen noch verspricht es einen guten Erfolg. Doch gibt es drei kriegerische Orden in der Christenheit, wenn die zusammenhielten. Es sollte bald die Heilige Stadt einen Christenkönig einschließen. Es waren nur Worte, die Seine Heiligkeit gesprochen hatte. Doch, bei allen Heiligen! Die Worte waren gut gedacht und gut gesetzt. Mag es denn kommen, wie es wolle, so habe ich doch einen weisen Plan darin erkannt, und wünsche nur, dass die hochberühmten und mächtigen Orden Hand in Hand mit Seiner Heiligkeit gehen mögen.«

Aber der Kardinal hatte sich verrechnet. Es war still geworden, es blieb still. Um sich der Verlegenheit zu entziehen, sprach er das Gebet zum Schluss des Mahls.

Achtes Kapitel

Nachdem der Großmeister den versammelten Brüdern des Papstes Willen mitgeteilt hatte, zog er sich in seine Gemächer zurück. Aber dieses Mal verhandelte er nicht mit Boulogne, sondern er blieb allein. Irgendetwas erfüllte ihn ganz und gar, nur war er mit sich selbst noch nicht im Klaren. Wohl alle Tempelherren außer ihm trauten des Kardinals Worten nicht, doch Molays Brust war empfänglich für sie, weil sein Ehrgeiz, der doch auf so herrliche Weise befriedigt und er Großmeister der Tempelherren geworden war, neue Nahrung gefunden hatte.

Die Art und Weise, wie damals Jacob von Molay zur Großmeisterwürde gelangte, zeugt von einem in Geschäften wohl erfahrenen Mann. Peyraud und er standen auf der Wahl. Der Erstere hatte die meisten Stimmen für sich, und doch gelang es Jacob von Molay ihn zu überflügeln. Mochte nun List angewendet worden sein oder was sonst, der neue Großmeister erwarb sich den Beifall all derjenigen, zu welchen der Schall seines Namens drang. Es gehörte überhaupt viel dazu, in jenem Zeitpunkt nicht zu straucheln. Dass der Orden in mancher Beziehung von den Regeln abwich, welche ihm der heilige Bernhard selbst vorgeschrieben hatte, das ist leicht begreiflich, denn beinahe zwei Jahrhunderte waren darüber hinweggegangen, und sämtliche vier Gelübde, die Grundpfeiler der Ordensregel, konnten unmöglich in ihrer alten Kraft bestehen. Zuförderst das Gelübde des Gehorsams. Eine später verfasste Regel musste lediglich und allem wegen der vielen und mannigfachen Vergehen gegen dieses Gelübde so strenge Strafen darauf gesetzt haben, obwohl der Tempelherrenorden, im Vergleich gegen andere

gelinde Strafen hatte. Das Gelübde der Armut wie konnte es von dem ganzen Orden gelten, da er der reichste in der Christenheit war.² Zwar lautete die Regel, ein Bruder dürfe nicht mehr Geld als 4 Heller bei sich führen. Was er darüber habe, würden als Raub angesehen. Es sind der Beweise Tausende vorhanden, dass dagegen ungestraft gesündigt wurde. Das Gelübde der Keuschheit; man denke sich eine erlesene Schar der kräftigsten Männer, der bei Weitem größere Teil in der Blüte der Jahre; ein sorgenfreies Leben, welches die geistige Nichtbeschäftigung nur noch mehr dem tierischen Instinkt näherte; man denke sich diese Männer unter dem Strahl der asiatischen Sonne in des Lagers buntscheckigem Gewoge und Gedränge, heute trunken vom guten Wein, morgen vom herrlichsten Sieg, bald der Harem eines sarazenischen Heerführers ergreifend, und bald in einer eroberten Stadt reizende Weiber findend - wie musste es da um das Gelübde der Keuschheit stehen! Freilich wurden Vergehen dieser Art sehr hart bestraft; mussten aber diese Strafen eben den Neider des Tempelherrn oder den Feind desselben nicht auf die Vermutung führen, dass diejenigen, welche die Strafe fürchteten, bei den Spartanern in die Schule gegangen sein mussten, und ein Verbrechen von ihnen erlernt haben, welches man mit Schamerröten nur mit dem schonenden Namen das Verbrechen wider die Natur belegt? Warum sieht der aufmerksame Forscher in dem bigotten Mönch nur den Stumpfsinn dargestellt? Weil er den Gesetzen der Natur Trotz bietet; und die beleidigte Natur rächt sich an ihm auf eine ihm unbewusste Weise.

² Er soll jährlich 50 bis 60 Millionen Franc Einkünfte gehabt haben; da doch Philipp der Schöne nur 2.500.00 Franc.

Die Tempelherren waren kriegerische Mönche. Wer hätte von ihnen Heldentaten erwarten dürfen, wenn sie stumpfsinnig wurden? Das Gelübde, die Pilger auf ihren Wallfahrten zu beschützen, hatte jetzt eine ganz andere Bedeutung, als da Hugo von Paganis und seine Gefährten aufgestanden waren. Wenn etwa dieser oder jener Gläubige oder von Verbrechen Belastete am Heiligen Grab beten wollte, dann half ihm das nächste Tempelherrenhaus auf eine ganz andere Art, als Hugo von Paganis es vermocht hatte; nämlich es wurden in dem Tempelherrenhaus die baren Gelder der Wallfahrer in Wechsel umgesetzt und für diese Erleichterung der Reise eine ziemlich starke Vergütung genommen. Wie es jedoch überhaupt um das vierte Gelübde stand, erhellt schon daraus, dass die Christen nicht einen Strich Landes in Palästina mehr innehatten, am wenigsten aber die Tempelherren, gegen die auf die grausamste Weise stets verfahren wurde, weil als Lösegeld für einen so tapferen Mann nicht mehr als ein Gürtel und ein Messer gegeben werden durfte. Der ganze Schutz der Tempelherren erstreckte sich daher nur auf Wechselgeschäfte. Es konnte daher unmöglich ebenso wenig die Regel streng gehalten werden, als Vergehen gegen dieselbe streng bestraft werden konnten. Um des Vorteils des ganzen Ordens willen hingegen war der äußere Schein notwendig. Wie hätte es sonst wohl noch Leute geben können, welche ihre zeitlichen Güter dem Orden vermachten oder auch dahingaben, um der ewigen Güter desselben teilhaftig zu werden? Wie bei allen Körperschaften ging es auch bei der der Tempelherren: Die untergeordneten Mitglieder kannten nur das Gesetz, während die Oberen in den Geist desselben eingedrungen waren. Für sie war das Gesetz nur darum vorhanden, damit es ihnen das Regiment

des Ganzen erleichterte, und wie mancher Gesetzgeber sogar gegen das, was er gebietet, sündigt! Hier auf Zypern, die eigentliche Residenz des Tempelherrenfürsten, waren auch die klügsten Männer der Verbrüderung um ihn versammelt. Da konnte man nicht verfahren wie in irgendeiner untergeordneten Komturei, und doch mussten die Gesetze scheinbar in ihrer Kraft erhalten werden. Das war keine leichte Aufgabe für einen Jacob von Molay, und dennoch strauchelte er nicht.

In anderen Beziehungen war das jetzige Verhältnis des Großmeisters auch nicht gerade das leichteste. Peyraud, ihm zwar zum feierlichen Gehilfen an die Seite gestellt, zum Ratgeber, hatte bis dahin niemals seines Vorgesetzten Vertrauen in so hohem Grad wie Boulogne besessen. Das Warum lag in der Sache selbst. Konnte etwa Peyraud schon vergessen haben, dass ihn Jacob von Molay bei der Wahl besiegt hatte? Und wie auch die Einigkeit der Tempelherren im Krieg das Höchstnotwendigste war, so bildeten sich doch wohl im Frieden Parteien, zumal hier, wo Peyrauds Anhänger noch lebten. Dies alles und die Äußerung des Wildgrafen ob des tiefsten Geheimnisses des Ordens hatte den Großmeister vermocht, allein mit sich selbst zu bleiben. Des Kardinals Worte hatten einen Funken in seine Brust geworfen, der den längst darin vorhandenen Zunder aufglimmen machte und den die Einbildungskraft bald bis zur Flamme aufjagte. Seit dem Verlust von Akra dachte man kaum noch an die Wiedereroberung des Gelobten Landes, denn sechs Millionen Christen und vier Millionen Sarazenen waren vergebens in den Kreuzzügen zugrunde gegangen. Der religiöse Eifer war erkaltet. Wer hätte wohl an einen anderen Kreuzzug noch denken mögen? Um so kühner war der Ge-

danke, lediglich und allein durch die drei mächtigsten kriegerischen Orden einen neuen Versuch zu machen, der nicht zu gewagt war, denn aus den unzähligen anderen Ritterorden würden sich kühne Männer angeschlossen haben, um Ehre, Ruhm und himmlischen Vorteil zu erwerben. Die Tempelherren nun, der mächtigste Orden, er durfte mit Recht den Vorzug behaupten, wenn nicht Kaiser oder Könige zum Krieg aufgerufen wurden. Wem außer dem Großmeister der Tempelherren wurde dann der Thron von Jerusalem zuteil?

Der Gedanke war so verlockend, dass ihn Jacob von Molay gleich wie ein kostbares Kleinod in seinem Busen verschlossen hielt. Der Gedanke ließ ihn auch nicht ruhen, und erst lange nach Mitternacht, da des Morgens Strahl der Kerzen Licht verdunkelte, durfte ihn sein Kammerdiener Georg entkleiden. Wie fest aber seine Seele sich an diesen Gedanken gesogen hatte, das leuchtet daraus hervor, dass er ihn selbst bis in den Traum begleitete, in einen Traum beseligend und auch beruhigend.

Den Stifter des Ordens sah Jacob von Molay vor seinem Lager, Hugo von Paganis, ärmlich zwar, aber doch freudigen Blickes. In tiefster Verehrung fühlte sich der Meister vor dem Stifter des Ordens niedergeworfen. Der nun legte ihm die Hand segnend aufs Haupt, und wie Himmelston säuselte es aus seinem Mund: »Sei mir gesegnet, du wackerer Kämpfer Christi, du treuer Jünger! Des Himmels Gnade will ich dir verkünden! Ich bin herabgestiegen aus dem Land der Seligen, denn das Geheiß des alleinigen Gottes vermochte mich dazu und gab mir Kraft. Durch Seraphim und Cherubim sprach er zu mir: *Du sollst die höchste Seligkeit nun schauen, der du gestritten für den eingeborenen Sohn. Schwing dich hi-*

nab ins irdische Gefilde und sieh die Früchte deiner Taten. Was du gedacht, ein Reich Gottes zu gründen, das erfüllt sich jetzt. Sion wird neu erstehen und die Stätte, wo er die Menschheit durch sein Blut versöhnte, wird nicht mehr in unheiligen Händen sein!«

Wie sehr mussten die übrigen Brüder erstaunen, als ihnen schon am frühen Morgen der Befehl wurde, nach der None sich bereitzuhalten, indem der Großmeister dem päpstlichen Legaten die Abschiedsaudienz erteilen würde. Der weise Boulogne konnte sich das nicht erklären; nicht einmal ihn hatte der Meister zurate gezogen! Es war nicht vorauszusehen, dass diese Versammlung eine der glänzendsten werden würde. Das Kapitel versammelte sich gleich wie ein königlicher Hofstaat; der päpstliche Legat mit seinen vorzüglichsten Begleitern und ebenso der Fürst von Tyrus. Der Großmeister erschien zuletzt, von Boulogne und Peyraud dis zu seinem Thron geleitet. Die verschiedenartigsten Gedanken sah man auf den ernsten Gesichtern der Brüder ausgedrückt. Am verdrießlichsten war Montroyal, der, wie es schien, mit dem größten Widerwillen in seinem Schweigen verharren musste, und den Blick nicht von den Schriften wenden konnte, welche Boulogne trug. Der Großmeister nahm diese Schriften aus Boulognes Hand, winkte dem Kardinal. Dieser trat mit aller Ehrerbietung vor den Großmeister hin.

»Hochwürdiger Herr«, begann dieser, »Wir sind Seiner Heiligkeit blinden Gehorsam schuldig in allem, was der Kirche Oberhaupt von Uns erheischt. Drum möge Seine Heiligkeit nicht missdeuten, dass eine Verzögerung stattfinden muss. Es ist noch zu vieles zu ordnen und zu beschaffen, ehe Wir über das Meer gehen können. Bringt daher dem Heiligen Vater die Versicherungen Unserer Liebe und Anhäng-

lichkeit. Sobald des Ordens Geschäfte hier auf Zypern für Unsere Abwesenheit geregelt sein werden, erscheinen Wir selbst vor Unserem Superior und bringen Unsere Huldigung mündlich dar. Möge der Statthalter Christi so glücklich sein, dass er das Kreuz so weit pflanze, wie die Erde reicht. Wir wollen nicht ermüden, Seiner Heiligkeit darin kräftig zu unterstützen.

»Wer könnte sich eines anderen von Euch, hoher Herr, und dem berühmtesten Orden versehen! Dass mir die Ehre zuteilwurde, als Abgesandter des Heiligen Vaters zu Euch zu kommen, das wird mir durch mein ganzes Leben als das Beste erscheinen, welches ich erringen konnte.«

Bei diesen Worten hatte der Kardinal sich tief verneigt, indem er zugleich die Schriften aus des Meisters Hand empfangen hatte.

»Wir werden Euch nicht selbst nach Ninove begleiten können, Herr Kardinal, doch sollt Ihr mit einem Gefolge dort wieder einziehen, wie es Eure Auszeichnung erheischt. Uns fesseln jetzt die Geschäfte an Nemosia. Wollt Euch also beurlauben, Herr Kardinallegat. Morgen könnt Ihr in Ninove sein und Euch sofort einschiffen.«

Der Kardinal mochte wohl froh sein, dass der Meister diese Audienz abkürzte, denn er tat schleunig nach des Meisters Worten, beurlaubte sich und wurde entlassen. Als er durch die Reihen der Brüder dahinschritt und zu beiden Seiten sich verneigte, da begegneten ihm so sehr misstrauische Blicke, dass er froh war, als er dieser unheimlichen Gesellschaft entgehen konnte. Mit dem Fürsten von Tyrus hatte der Meister noch weniger zu besprechen; es war setzt von einer neuen Landung, von einem neuen Anfall des allgemeinen Feindes durchaus nicht mehr die Rede. Jacob von Molay

dachte jetzt ein viel größeres Werk zu vollenden. Was konnte ihm noch an Unternehmungen liegen, wo die Gefahr, mit welchen sie verknüpft waren, mit dem wenigen Ruhm der mageren Beute nicht in dem richtigen Verhältnis stand? Der Audienzsaal war leer geworden. Nur einer war darin geblieben, der wieder mit sich selbst allein sein wollte: Jacob von Molay. Wie sehr hatte er sich in so kurzer Zeit verändert! Keinen der Brüder wagte er in sein sonst so offenes Herz blicken zu lassen. Was er in sich trug, das war für ihn doch zu schwer, um es ganz zu verschweigen. Ohne es selbst zu wissen, stand der Meister mit auf dem Rücken zusammengehaltenen Händen gedankenvoll inmitten der weiten Halle.

Er schien mit sich selbst uneinig. Bejahende und verneinende Bewegungen des Hauptes bekundeten das. Sogar in laute Worte ergoss sich dasjenige, was er dachte.

»Gestehe es dir nur selbst, dass du an der Glorie des Kreuzes dich versündigst. Selbstsüchtig nur auf den eigenen Vorteil dedacht, denkst du einem Gedanken nach: Eine Krone möchtest du auf deinem Haupt wissen, das ist dein ganzes Trachten.«

Nach einem kurzen Schweigen verteidigte er sich vor sich selbst: »Warum klage ich mich an? Erfülle ich nicht das tiefste Geheimnis des Ordens? Durch alle Lande der Christenheit sind die meinen verbreitet. Wie wäre es, wenn ich sie alle um mich versammeln könnte? Wenn ich in der Stadt Gottes herrschte und das Heilige Land durch so viele wackere Männer gegen jeden Anfall geschützt wäre? Der Gedanke schon ist ein ganzes Leben wert! Hat doch der Orden der deutschen Ritter ein ganzes Land für sich inne - sollten wir Tempelherren nicht ebenfalls danach streben? Und wenn Clemenz die drei Orden miteinander verbindet, wenn der

Himmel uns Sieg verleiht, auf wen anderes kann die Wahl fallen, den Thron in Jerusalem zu besetzen, als auf mich eben! Villaret ...? Ha! Was wollen die vom Hospital, wenn man uns in die andere Waagschale legt? Uns gehört der heilige Boden, von Gott und Rechtes wegen. Wir haben ihn mit Strömen von Blut bezahlt ...«

»So denke ich auch, Meister«, klang es hinter ihm. »Warum erschreckt Ihr? Komme ich Euch etwa ungelegen? Die letzten Worte hörte ich, so Ihr gesprochen. Ihr schient im wachen Traum. Und wahrlich, Meister, ich suchte Euch. So manches wirrt und drängt sich in meinem Kopf. Ich kann es Euch nicht verhehlen, dass mir ganz eigene Gedanken ob des Papstes unverbürgten Vorsatz aufgestiegen sind.«

»Lasst hören, Dauphin«, fasste sich der Meister wieder. »Wer weiß, ob in Eurem jugendlichen Kopf der Gedanke nicht eben so reif sei wie bei Boulogne und anderen alten Brüdern?«

»Vergebt jedoch, lieber Herr und Meister, wenn ich etwa vorschnell das wahrste Wort gebrauche und nicht erst prüfe oder Euch ausspähe, was Ihr etwa darüber denkt. Der Papst will die drei Orden vermögen, Palästina wieder zu erobern. Gelingt es ihm, so werden weltliche Ritter, Fürsten und Herren mit ihren Ansprüchen an den Thron von Jerusalem hinter den drei Orden zurückstehen müssen. Einem von den drei Orden muss das Königreich von Jerusalem zufallen, dem Besten und Mächtigsten zumal, folglich uns.«

Der Meister sah den Dauphin mit langem verwunderten Blick an. Drauf sprach er langsam und mit bedeutungsvollem Ton: »Bei unserer lieben Frau! Ihr seid Euren Jahren vorausgeeilt. Doch rate ich Euch wohl, dasjenige zu verbergen, was Ihr mir vertraut. So wahr Ihr fürder das Ordenskleid zu

tragen hofft, so gewiss komme kein Wort von dem über Eure Lippen. Mag es denn, bezeichnen das neue Jahr in seinen Ersten schon eine der größten Weltbegebenheiten! Könige und Herren mit ihren eigensüchtigen Bestrebungen werden in diesem Kreuzzug nicht viel gelten. Aber ein Heer will ich zusammenbringen, welches allein schon hinreichend wäre, die Macht der Sarazenen in ihren tiefsten Grundvesten zu erschüttern. Jetzt wird es Zeit, des Ordens Reichtümer zu offenbaren, und guter Sold wird uns tüchtige Krieger werben. Dann sollt Ihr sehen, wie mit einem Heer es sich Krieg führen lässt, welches dem Befehl eines Einzigen gehorsamt. Bei Eurem Eid aber, Dauphin, schweigt von dem wie das Grab! Dass ich Euch vor allen begünstige, lehrt Euch mein Vertrauen. Nur fortgeschritten so auf dieser Bahn, und es kann Euch nicht fehlen, wenn mich der Herr von hinnen ruft.«

Freundlich-ernst grüßte der Meister den Dauphin und schritt an ihm vorüber. Der aber folgte ihm nicht, sondern sah ihm lange nach. Als des Meisters Schritte verhallt waren, sprach er in sich hinein: »So könnte es sich doch noch erfüllen, was eigentlich schon von der Wiege an mir bestimmt gewesen war: Zepter und Krone, das sind Güter, um welche sich schon etwas wagen lässt; und ein Purpur lässt große Sünden nicht einmal so hässlich scheinen, wie die kleinsten aussehen auf dem weißen Mantel, den ich trage. Ich kann nicht so genügsam sein, dass mich dieser äußere Glanz des Ordens sättigte. Meine Fürstenehre empört sich gegen dies Kleinliche, dies Knabenhafte, welches die Brüder untereinander beobachten. Ängstlich wacht einer über den anderen, ob er ihn nicht ertappe ob einer Sünde; denn heute oder morgen muss der Großprior von Normandie sich die Diszip-

lin gefallen lassen! König aber - an dem Wort schon scheitert jede Regel.«

Unter der Tür trat dem Dauphin der Wildgraf entgegen.

»Euch suchte ich, lieber Herr, unter vier Augen hätte ich mit Euch zu reden.«

»Vergebt - mich drängt meine Zeit. Ein anderes Mal, Herr Graf. Ich muss zu dem Kardinallegaten.«

»Hat es denn so große Eile mit diesem Kardinallegaten?«, fragte der Deutsche. Und mit prophetischem Ton fügte er hinzu: »Der wird immer noch zu früh zu dem Papst und zu Philipp von Frankreich kommen.«

»Zu früh? Wie soll ich das verstehen?«

»Seht, lieber Herr, der Kardinal wird nicht zu früh nach Frankreich kommen, aber wir werden zu spät einsehen lernen, dass er viel zu früh von Zypern abgereist ist. Auf Wiedersehen denn! Wenn Ihr von Ninove zurückkehrt, dann habe ich mit Euch zu reden.«

Neuntes Kapitel

In der Tür des Hauses, wo der Greis und Selma wohnten, wurde der Dauphin nicht wie sonst empfangen. Die äußerste Vorsicht, ja Misstrauen lag in dem langsamen Öffnen der Tür, und nicht Selma empfing den Freund mit glühendem Kuss, nicht sie führte ihn in das kerzenerhellte Gemach, nicht ihr Mund strömte über von süß zierenden Liebesworten - sondern der Greis empfing den Ritter, führte ihn, nach kargem Grüßen in das längst bekannte Gemach. Der Dauphin erschien hier ein ganz anderer, als ob er im Konvent oder im Kapitel war. Der Ernst war von seiner Stirn ge-

scheucht, und der gewöhnliche Anflug von religiöser Schwärmerei war in ein sehnsüchtiges Lächeln übergegangen. Nur das Befremden über den ungewohnten Empfang ließ vermuten, dass der Dauphin ehemals wohl noch freundlicher hier gewesen war, denn so oft er den Blick umherwandern ließ, so oft er nach dem leisesten Geräusch aufmerksam lauschte, wurde er stets ernster, ja unruhiger. Hier war er ohne Zweifel recht heimisch. Der Greis hatte ihn nicht zum Setzen nötigen dürfen. Wie einer drückenden Fessel entledigt, atmete er frei auf, als er ihn in dem wohlbekannten Gemach erblickte. Der Greis saß ihm lange schweigend gegenüber, doch sein scharf spähender Blick sprach mehr als alle Worte. Als der Dauphin nun seiner Ungeduld nicht mehr Herr werden konnte, nach Selma fragte, da hatte er das Siegel vom Mund des Greises gelöst.

»Herr«, antwortete dieser, »jedes Mädchens Herz wird von Zweifeln zerrissen ...«

»Wie das? Woher stammen die Zweifel?«, fiel ihm jener erschrocken in die Rede.

»Lasst Euch sagen, Herr, man hat diesen Euren nächtlichen Weg auskundschaftet, ja, eines von des Ordens Häuptern war hier in meinem Haus.«

»Ihr nanntet meinen Namen doch nicht?«

»Wie könnt Ihr das denken, Herr? Doch schien Euch der Mann zu erraten. Selma nannte nur den Namen Guy.«

Der Dauphin verließ plötzlich seinen Sitz, schritt hastig und wie verwirrt im Gemach auf und nieder. Endlich schien er sich gefasst zu haben.

»Alter«, sprach er erschlossen, »das ist eine böse Mär, mit welcher Ihr mich empfangen habt. Beschreibt mir doch den Mann, auf dass ich mich vor ihm bewahren könne.«

Der Deutsche war leicht in der Beschreibung des Alten zu erkennen.

»Und gerade der!«, knirschte der Dauphin durch die Zähne. »Warum auch gerade der? Das ist böse! Sehr böse! Ein Dämon hat ihn nach Zypern hergeführt - starr, schroff und trotzig. Wie ein Fels am brandenden Meer steht er da zwischen uns allen, bietet jedem kühn die Stirn, selbst dem Meister. Wäre er Franzose wie wir, ließe sich wohl ein Wort mit ihm sprechen. Jetzt erst werden mir seine Fragen klar, seine Absicht, mit mir allein zu sprechen. Vorhalten wollte er mir das Vergehen gegen die Regel. Das ist es und nichts anderes.«

Tief sinnend, ohne sich um den Alten weiter zu bekümmern, schritt der Dauphin wieder auf und ab. Dann aber fragte er plötzlich: »Und Selma ...?«

»Fragt sie selbst, Herr, ich kann Euch das so nicht erzählen. Sie wird bald hier sein. Noch schmückt sie sich, um würdig vor Euch zu erscheinen.«

»Ja - ich will sie selbst fragen. Ihr Herz würde sich empören, wenn der Mund um eines Atems Schwere ihm untreu würde, Unwahres sagte. Wohin sehe ich mich aber plötzlich geführt!«, fuhr er gegen sich selber sprechend fort. »Ich, der nach dem Höchsten am höchsten steht, weiß nicht, wie ich der Beschuldigung entgegen treten soll! Und bin ich mich denn wirklich einer Schuld bewusst? Nein, wahrlich nicht.«

»Das denke ich selbst, Herr. Mit Freuden habe ich Eure Liebe wachsen sehen, Selmas Liebe und die Eurige. Wo zwei Herzen in solchem Zusammenklang schlagen, der Pol des einen aus dem des anderen entnommen ist, sollte man da nicht den Wink des Himmels darin erkennen. Der Mann ist für das Weib, das Weib für den Mann; so spricht die Gott-

heit. Mir steht es freilich nicht an, das zu tadeln, zu dem Ihr Euch bekennt. Doch das Eure Weise nicht die rechte sei, das muss Euch jetzt wohl klar geworden sein. Sagt an, Herr Ritter, und Wahrheit bei dem Gott, an den wir alle glauben - könntet Ihr den Verlust des Mädchens ertragen?«

»Fragt nicht weiter«, entgegnete der Dauphin barsch. »Vom Verlieren ist hier nicht die Rede. So stark bin ich mindestens, durch Geburt und Rang, dass ich mit diesem Arm das Liebste mir auf Erden erhalten könne.«

»An diesen Worten erkenne ich den Rittersmann. Wahrhaftig, Herr, ich beneide Euch um dieser Charakterstärke willen. Schlagt Euch die Sorge darum aus dem Kopf. Die wenigen Stunden, welche Euch hier vergönnt sind, sollen durch keine böse Gedanken gestört werden. Wir haben uns recht nach Euch gesehnt. Selma verging beinahe in Angst um Euch, denn der Ritter sprach so drohend, dass sie das Äußerste fürchten musste.«

»Nun ja«, gab der Dauphin mit wegwerfender Miene zu, »er ist ein Deutscher; und das ist genug. Wäre er Franzose, er würde anders denken. An Würde ist er mir gleich, auch an edler Geburt, doch hängt er noch gar zu sehr am Vorurteil, ist noch nicht so weit vorgedrungen in den wahren Begriffen von Gott und Seligkeit wie wir anderen Häupter des Ordens. Wäre er einer von den Brüdern, die minder bedeutend sind, so würde ich es ihm verzeihen, denn diese müssen glauben. Der blinde Gehorsam, welchen sie den Glaubenslehren zollen, ist der beste Grundpfeiler des ganzen Gebäudes.«

»Da kommen wir wieder auf den längst besprochenen Satz. Es freut mich immer, wenn ich Euch so vernünftig sprechen höre - ganz meine Ansicht, ganz die meine. Glau-

be, wer dumm genug ist, nicht einsehen zu können; für den Erleuchteten gibt es keinen Glauben. Als ich herangewachsen war und mein Geist sich entfaltet hatte, da stiegen mir der Zweifel so manche auf. Ich grübelte und erkannte endlich die Wahrheit. Die Glaubensrichter nennen sie Deismus und verketzern den, der zu dieser Wahrheit gelangt ist. Leiste mir einer Bürgschaft, dass nicht einer von den Propheten, davon jeder Glaube einen oder mehrere hat, der wahre Prophet gewesen, der wahre Verkündiger des Himmelreichs. Und ich möchte wohl behaupten, dass all diese erleuchteten Männer in einem Zweck zusammentrafen - nur das Geschlecht, welches sie überlebte, verunstaltete ihre Absicht. Warum denn gerade einen auswählen von allen? Warum ihm allein den göttlichen Geist zutrauen, da doch außer ihm schon hundert andere vor ihm aufgetreten waren, hundert andere nach ihm auftraten? Waren diese Hunderte denn Betrüger? Wer bürgt mir denn für die Rechtschaffenheit des einen? Ich habe mein Glück in mir gefunden, dass ich keinem von allen glaube, und so will ich es fürder halten. Nur will mir nicht zu Kopf, Herr - vergebt, dass ich so frei spreche - dass Männer, so hohen Geistes, wie Ihr seid und die anderen Häupter des Ordens, einem Wahn anhängen, einem blinden Glauben, der nicht beseligen kann - denn was ist Seligkeit? Die Genüsse, welche das Leben bietet, das Leben hier auf Erden; unverbürgt ist jenes drüben. Ein Tor ist der, welcher das Gewisse dem Ungewissen opfert.«

»Man merkt«, entgegnete darauf der Dauphin lächelnd, »dass Ihr lange da gelebt, wo Mohammed gepredigt hat.«

»Ich will es Euch gelten lassen, Herr. Doch war seine Lehre den Einrichtungen des Schöpfers wohl angemessener als diejenige, welche so viele rüstige, von Kraft strotzende Män-

ner dem Gesetz der Natur abwendig macht. Ist dem Menschen nur darum Vernunft gegeben, dass er der Natur Trotz biete? Sehen wir nicht leblose Geschöpfe in Liebe sich vereinigen? Trägt nicht der laue West den Blütenstaub von einer Blüte zur anderen, dass sie zur Frucht taugbar werde? Nein, Herr, wer das Gesetz der Keuschheit gegeben hat, der hat niemals den Schöpfer in seiner wunderbaren Natur erkannt, der hat nie ein Herz in seiner Brust gefühlt, der hat nie Liebe empfunden.«

»Soviel Wahres liegt in Euren Worten, und gerade jetzt finde ich, dass diese Wahrheit nicht zu meinem Glück sei. Wenn ich ihr auch huldigen wollte, ich dürfte es nicht, denn auf mich sind aller Augen gerichtet. Nicht eigene Wahl hat den Entschluss in mir erzeugt, um des Ordens himmlische Güter die des Erdenlebens aufzuopfern - als ein zwölfjähriger Knabe wurde ich dem Orden einverleibt. Warum musste ich auch Selma sehen! Ein hämisches Schicksal hat sie mir in den Weg geführt.«

»Ich würde es ein gutes Geschick nennen, Herr. Ihr kennt meine Ergebenheit, wisst, dass ich mein Leben für Euch hingeben würde, wenn es zu Eurem Nutzen und Frommen wäre. Weiß ich doch selbst nicht, was mich so gleich zu Euch gezogen, so fest mich an Euch geknüpft hat für immerdar. Eins nur weiß ich: Ich möchte Euch glücklich wissen. Ich bin ein alter Mann. So manches ist mir vorgekommen im Leben, und ich kann wohl sagen, dass mein Blick selten trügt. Ihr möchtet alles opfern, nicht wahr, um Selmas Besitz?«

»Alles«, gab der Dauphin zu, »nur nicht Ehre und Ruhm.«

»Das bleibt ewig und immer die Ausbeute«, sagte der Alte kopfschüttelnd, »aus dem Schacht eines von Vorurteil befangenen Herzens. Ehre und Ruhm - wo ist die Aussicht auf

die? Seit Jahrhunderten haben sich zehn Millionen Menschen geschlachtet, um eines Hirngespinstes willen geschlachtet, und kein Fußbreit Landes in Palästina ist den Christen geblieben ...«

»Das wird anders werden«, fiel ihm der Dauphin mit edlem Feuer ins Wort. »Es wird, sage ich Euch, und nicht gar zu lange noch wird Zypern die Grenzmark sein.«

»Was wird's auch weiter werden!«, forschte der Alte. »Vielleicht wieder eine Landung, um die Beutegier zu befriedigen. Und dabei sollte Ruhm und Ehre zu erwerben sein? Nein, lieber Herr, das macht Ihr mich ebenso wenig glauben, wie Ihr wahrhaft Ruhm und Ehre darin findet. An die unbewachte Küste springen, sich herumbalgen mit einigen Ankömmlingen, den Unberufenen, und nur davonschleppen, was man zu tragen vermag - das, Herr, vergebt das Wort, kann auch der Räuber, ja, noch mehr, es ist sein Gewerbe.«

»Viel gesagt, Alter, viel.« Des Dauphins Blick sprühte Verachtung auf den Alten. »Aber«, mäßigte er den Blick, »leider nur zu wahr.«

Dieses Eingeständnis ermutigte den Alten noch mehr, und ohne Rückhalt sprach er weiter: »Welchen höheren Zweck haben denn jetzt die Orden? Reichtum häufen sie auf Reichtum, leben ein ruhiges Schlemmerleben und entkleiden die verschiedenen Nationen ihrer besten Mannheit. Ist das auch ein gottgefälliges Werk? Kirchen bauen sie und Kapellen; was kümmert den Schöpfer des Weltalls, dieses ungeheuren, unermesslichen, unbegreiflichen Domes ein armes Häuslein! Meint Ihr, Herr, es könne ihm gefallen, wenn die sogenannten Gläubigen darin eingepfercht auf die Knie fallen, sich an die Brust schlagen und bei jedem Stoßseufzer ›Gott sei mir

armen Sünder gnädig beten? Tretet hin unter den freien Himmelsdom, staunt das unermessliche Heer der Sterne an, die majestätische Sonne und den goldenen Mond. Euer schweigsames Staunen wird dem Schöpfer angenehmer sein als all Eure ambrosianischen Lobgesänge.«

»Ihr seid ein Freigeist, Alter ...«

»Und kommt Ihr jetzt erst zu der Erkenntnis? Ihr möchtet mir gern verbergen, dass Ihr selbst einer seid. Und doch habe ich Euch schon längst dafür erkannt. Eben darum, Herr, seid Ihr mir so lieb und wert, eben darum schätze ich Euch so hoch und will Euch glücklich wissen. Ich habe mir sagen lassen, es sei so süß, wenn man im Kampf rühmlich bestanden hat und heimkehrt, und Weib und Kind an der Schwelle des Hauses harren. Was habt Ihr und Eure Brüder, wenn Ihr noch so rühmlich kämpft - den Anspruch auf Seligkeit drüben? Es ist doch zum Lachen, dass so viel kluge Männer dieser einzigen Torheit anhängen. Wäre ich wie Ihr, und sollte müßig sitzen, wer weiß wie lange noch, ich würde das Kleid je eher desto lieber von mir tun und im Genuss leben.«

»Nichts mehr davon, nichts mehr. Dieses müßige Leben wird bald ein Ende erreicht haben. Doch gehört das nicht hierher.«

»Vermutlich wieder ein neuer Kreuzzug im Werke? Ja, ja, gesteht es nur. Doch daraus wird nichts, Herr. Man hat jetzt andere Sorgen, als dass man sich um nichts etwas zu schaffen machen sollte.«

»Wo aber bleibt Selma?«, fragte der Dauphin, um diesem Gespräch plötzlich ein Ende zu machen. »Muss sie sich denn so lange schmücken? Hat ihre Schönheit in den wenigen Tagen so viel eingebüßt?«

»Ich werde nachsehen«, war des Alten ganze Antwort, mit welcher er den Dauphin allein ließ.

Tausend und wieder tausend Empfindungen wirbelten und wogten in des Mannes Brust. Allein hier, um Mitternacht, auf sündigem Weg, auskundschaftet von dem Deutschen, befand er sich in einer Lage, die, wenn sein Stolz es zugelassen, ihn mit Angst erfüllt hätte. Die Anklage im Kapitel über einen so offenbaren Verstoß gegen eine der Hauptgrundregeln des Ordens würde eine entehrende Strafe nach sich gezogen haben. Doch der Dauphin verließ sich auf des Meisters Zuneigung, um so mehr, da ein Geheimnis unter ihnen beiden waltete, von welchem die anderen Ordenshäupter sämtlich ausgeschlossen waren. Mit diesem Geheimnis hatte der Großprior von Normandie den größten Vorzug erlangt, und es war doch kein Zufall, dass der Zögling Jacobs von Molay diesen in seinen Absichten begegnete. Dennoch stiegen Zweifel über seine Straflosigkeit bei dem Dauphin auf, denn der Meister war nicht der alleinige Richter im Kapitel. Jeder Bruder konnte seine Stimme behaupten. Dass es dem Bevorzugten nicht allein an Neidern, sondern sogar an Feinden fehlte, lag in der Sache selbst, und sicherlich würde jeder Bruder, das leuchtete dem Dauphin ein, von seiner Stimme möglichst Gebrauch machen. An diesem Gedanken scheiterte des Dauphins Trotz, die Einsamkeit vergrößerte seine Unruhe, aber ein Gedanke an Selma steigerte wieder die Kühnheit des kühnen Ritters.

Der Greis trat wieder zu ihm ein. »Herr«, sprach er, indem er das alte Haupt besorglich schüttelte, »weiß ich doch nicht, was dem Mädchen ist. Als ich zu Selma eintrat, fand ich sie auf dem Polster liegen, abgewandten Gesichtes von der Tür, und sie verbarg mir das Gesicht. Als sie meine Stimme hör-

te, wandte sie das schöne Haupt, ihr tränenschweres Auge stand mit dem Glanz ihres Schmuckes im offenbarsten Widerspruch. ›Ihr seid es, Vater?‹, hauchte sie, und mir war es, als ob ein Seufzer ihre Brust erleichterte. ›Es ist gut, dass Ihr es seid, und nicht er. Ich könnte seinen Anblick jetzt nicht ertragen; und doch zieht mich mein Herz zu ihm, als ob eine Houri des Paradieses den längst Geliebten, nun Seligen, empfangen soll!‹ Ich sage Euch, Herr, es lag ein Ton in diesen Worten, der selbst mein altes starres Herz rührte, und, um meiner Bewegung Herr zu bleiben, zog ich mich schnell zurück, Euch das zu überbringen.«

Wie gedankenlos ruhten des Dauphins dunkle Augen auf des Alten schweigendem Mund. Plötzlich aber eilte er hinweg, Entschluss in Gang und Worten. »Sehen muss ich sie!«, rief er, »und sollte mein Herz an einem Blick von ihr verbluten!«

Der Alte sah ihm mit langem triumphierenden Blick nach.

Das Gemach im Erdgeschoss des Hauses, wenn auch nicht ärmlich zwar, hielt keinen Vergleich gegen dasjenige aus, in welchem sich Selma befand. Was der Orient an Bequemlichkeit von jeher erfunden hatte, das war hier angewandt. Große Spiegel schmückten die Wände, zwischen ihnen fiel grüne Seide, goldbefranzt, im schönsten Faltenwurf herunter. An goldenen Ketten hing eine Kugel von geschliffenem Stahl, in welcher sich alles in verjüngtem Maßstab spiegelte, nach oben hin war die Kugel offen, eine Flamme schlug aus ihr empor, Ambradüfte im Gemach verbreitend. Auf einem Tisch von geschliffenem Porphyrr standen kristallene Gefäße, blendend schöne Blumen bietend. Und alles dies noch übertraf die Ruhestatt der schönen Selma. Schwellende Polster von weißem Seidenzeug mit köstlicher Stickerei versehen, in

welcher Perlen und Edelsteine glänzten, schmiegt sich wollüstig an die Wellenlinien des reizbegabten Körpers. Und was nur Frauenschöne erheischt, das bot sich hier im schönsten Ebenmaß dar. Ein durchsichtiger weißer Stoff in nachlässigem Faltenwurf hüllte nicht allzu neidisch des Körpers herrliche Formen ein. Den kleinen Fuß zierte ein Schuh von grüner Seide mit goldener Stickerei. Der Gürtel von demselben Stoff und auch die Spangen, welche die Arme umschlossen. Durch das dunkle, ungezwungen herabwallende Haar schlangen sich die blendend weißen Perlen schnüre, und die rosigen Fingerspitzen der rechten Hand des Mädchens ruhten auf einem strahlenden Diadem.

Dieses Heiligtum hatte der Dauphin noch nie betreten; und so fand er Selma verführerisch reizend wie niemals zuvor. Starr und regungslos blieb der Dauphin am Eingang stehen, gierig sog sein Blick das Übermaß der Reize ein. Selma hatte das Haupt nach ihm hingewandt, schnell aber verbarg sie das Gesicht wieder, und weinte leise.

»Was ist dir, Mädchen«, trat der Dauphin näher, » warum scheust du meinen Anblick? Bin ich deinem Herzen etwa entfremdet worden? Oder ist meine Liebe dir lästig?«

Die letzte Frage riss das Mädchen mächtig auf. In halb liegender Stellung, auf den einen Arm gestützt, gab Selma die Worte zurück: »Was sagst du, Guy? Was war das? Weißt du nicht mehr, dass Selma nur in der Liebe zu dir atmet, dass Selma nicht mehr leben könnte, wenn diese Liebe aufhörte? Doch man hat mir gesagt, dass unsere Liebe sündig wäre - was kümmert es mich! Aber du, Guy, du bist in Gefahr. Das hat man mir gesagt.«

»Leichtgläubige, wie konntest du nur einen Augenblick an solche Mär verschwenden? Du hast damit einen Diebstahl

an unserer Liebe begangen.«

»Ach, Guy, hättest du ihn den ersten schönen Mann gesehen, hättest du gehört, wie drohend jedes Wort aus seinem Mund fiel, du würdest deiner Selma nicht zürnen.«

»Er drohte?«

»Freilich tat er das. Und gerade sein offener, freier Blick gab diesen Drohungen vollkommene Kraft. Ich soll dein entbehren, Guy! Womit habe ich versündigt, dass mir die einzige, höchste Lebensfreude gestört? Auf meiner Seele lastet kein Verbrechen, und doch stürmt es jetzt so feindlich auf mich ein, dass ich lieber dem Leben entsagen möchte, als ohne deine Liebe es ferner noch hinzuschleppen.«

Dies alles aber ging an des Dauphins Ohr ungehört vorüber. Seine Sinne waren gefesselt von dem unaussprechlichen Liebreiz des Mädchen, und in sich selbst verloren, den Blick zu öfteren Malen über die ganze Gestalt sendend, sprach er leise für sich: »Diesem Meisterstück des Schöpfers könne ich nicht entsagen, und wenn ich mehr als tausend Leben darum büßen sollte.«

Selma aber hatte seine Worte wohl verstanden, reichte ihm die kleine Hand. Mit einem Ton, der sich in jedermanns Herz so gern hineinstiehlt, fragte sie: »Ist das dein fester Entschluss, Guy?«

»Du fragst noch!«, presste er des Mädchens Hand an seine Brust. »Selma kann noch Zweifel hegen, wenn es sich um meine Liebe handelt? Höre, Mädchen, mich schreckt keine Drohung. Wer Mut und Kraft besitzt, den schreckt man nicht so leicht. Ader ein anderes tritt unserer Liebe entgegen. Ich muss fort weit, weit über das Meer ...«

»Ich Unglückselige!« Mit dem Ausruf war Selma von dem Polster aufgefahren, und wie in unauflöslicher Umarmung

hing sie an des Dauphins Hals. Er umfing den schlanken Leib, küsste die zu ihm hinauf gerichtete Stirn des Mädchens, küsste die schwellenden Lippen und versuchte es zu beruhigen. Aber die Leidenschaft der glühenden Zone ihres Vaterlandes loderte bei Selma auf: »Ich sollte dich missen, Guy? Dich sollte ich missen, meines Lebens Stern? Des Meeres grüne Hügel und Berge sollten zwischen uns beiden dahinrollen? Wir sollten uns nicht mehr in einem und demselben Mondstrahl baden? Nein, du kannst nicht von mir gehen, oder ... wehe mir ... welcher Dämon bringt mir den Gedanken!«

»Welchen Gedanken, Selma?«

»Du sagst, du liebst mich und fragst noch welchen Gedanken, da du von mir gehen willst? O, wie sehr bin ich zu beklagen! Klar, klar ... du hast mir nur Liebe geheuchelt.«

»Selma ...!«

»Drohe, wie du willst, mich schreckt nicht das Runzeln deiner Stirn, mich schreckt nicht deine Stimme. Könnte ich dich in Flammen jagen, könnte ich deinen Zorn bis zur höchsten Stufe treiben, dass du mir den Dolch in das lieb erfüllte Herz bohrtest - welche Seligkeit gegen eine Trennung von dir im Leben!«

Sie war von ihm hinweggeeilt, und abgewandt von ihm hielt sie beide Hände auf die Augen gedrückt. Sie konnten aber die dicken Tropfen nicht hindern, dass sie unter ihnen hervorquollen.

Gab es wohl jemals einen Liebenden, der nicht die Kraft einer Träne von dem Auge der Geliebten geweint, empfunden? Zauberkraft ist es, eine unerklärbare, welche Empfindung auch diese Träne hervorgepresst hatte. Sei es der wollüstige Tau, der feuchte Schleier, welcher sich bei der Hoch-

entzücken Ahnenden meldet, sei es der bittere Tropfen, der das Herz vor dem Verschrumpfen bewahrt, wenn es der glühende Schmerz durchdrungen hatte. Seine Kraft bleibt dieselbe, wundersam wirkend, und Mannheit zernichtend.

Der Dauphin war dem Schicksal aller Männer unterworfen. Mit langem und flüchtigem Schritt folgte er dem schönen Mädchen; und die Leidenschaft bekundete sich riesengroß in seinen Worten.

»Selma! Du weinst? Du weinst, Selma? Vergönne mir, dass ich sie trockne, diese Tränen. Fremd sollen sie fürder bleiben deinem schönen Auge. Wer will mich hindern, das zu tun, was ich will? Mein Fürstenwille soll gelten und wird gelten. Keine Trennung von dir, Selma ... so wahr ich an einen Gott der Liebe glaube! Ehe mag der Welten Lauf sich verkehren, ehe mögen Liebe und Hass in friedlicher Umarmung miteinander kosen, ehe ich mich von dir trenne, Mädchen, oder du dich trennst von mir!«

»Daran erkenne ich meinen Guy«, jubelte Selma auf, in fester unauflöslicher Umarmung seinen Hals umschlingend. »Aber sag mir, Geliebter«, fügte sie bebenden Tones hinzu, »wie willst du dem Verhängnis entgegentreten?«

»Hör an, Selma - komm, lass uns setzen, ich will dir nichts verhehlen.«

Die schwellenden Polster empfingen die beiden Liebenden, und seines Mädchens Hand in der seinen haltend, fuhr der Tempelherr fort: »Es wird nicht lange dauern, und wir verlassen Zypern. Hinüber weit über das Meer führt uns Ruder und Segel, und da, wohin wir gelangen, ist meine Heimat. Verwandte und Freunde werden die Arme bewillkommend gegen mich ausstrecken. Frankreich wird mich wieder empfangen, seinen ritterlichen Sohn, aus Fürstenstamm ent-

sprossen. Nur dann erst, wenn ich dem kriegerischen Ruf folgen muss, werden Frankreichs Gestade wieder im Nebel hinter mir zerfließen, früher werde ich es nicht verlassen müssen. Dein Vater und du, Ihr werdet mir nach Frankreich folgen. Des Reiches Hauptstadt Paris, in ihrer Menschenmenge verliert sich leicht derjenige, der, so wie Ihr auf Zypern, sich zurückzieht vor dem unberufenen Auge. Dort wird niemand unsere Liebe stören, denn meines Volkes Neigung heißt dasjenige gut, was man hier verdammt. Dort, Selma, wirst du glücklich sein in meinen Armen, ich ein Gott in den deinen.«

»Ha, welche Seligkeit, wenn ich es denke!«, rief sie entzückt. »Geliebter Mann, ich folge dir. Was kümmert mich das feindliche Element, mag es trotzig seine Berge wälzen, meine Liebe wird Öl in die Brandung gießen, und der Sturm, welcher vernichtend daherfährt, er wird mich in deine Arme schleudern.«

Selmas liebeglühenden Worte rissen den Dauphin zur schwindelnden Höhe der Leidenschaft hin. Der Kuss glühte zwischen beider Münder. Beinahe erstickt von ihm, hauchte es, wie girrender Täubchenton: »In meine Arme.«

Wie Donnerhallen fiel ein dreimaliges Klopfen an der Tür in des Ritters Ohr.

»Eilt von dannen!«, rief der Alte draußen. »Schon streiten Tag und Nacht um die Oberhand, Herr. Es ist höchste Zeit.«

Zehntes Kapitel

Dem Wildgrafen kam der Ruf des Meisters höchst unerwartet. Der Pflicht getreu, trat er vor ihn hin. Wie hoch wuchs sein Erstaunen, als ihm der gemessene Befehl wurde, stehenden Fußes die Insel zu verlassen und ohne Aufenthalt in seine Komturei zurückzukehren. Der Deutsche wandte zwar ein, dass ihn noch ein Geschäft, auf Stunden mindestens, zurückhielt, doch Jacob von Molay erinnerte ihn an das Gelübde des Gehorsams, des blinden, unbedingten Gehorsams. Der Wildgraf musste Folge leisten, wenn er nicht sein Ordenskleid in den Händen der Brüder sehen wollte. Es leuchtete ihm ein, dass wohl schwerlich die Mehrzahl ihm das Kleid um Gotteswillen lassen würde, denn diese bestand größten Theils aus Franzosen. Selbst der Meister schien seine Entfernung, des Dauphins halber, zu heischen. So tief ihn auch der Befehl verletzte, der Wildgraf dachte zu edel, einen Bruder, mit so hoher Ordenswürde bekleidet, von so hochadligem Stamm entsprossen, beim Kapitel zu verklagen, bevor er ihm das Vergehen unter vier Augen vorgehalten hätte. Auch erfüllten wichtigere, bedeutungsvollere Gegenstände des Deutschen Kopf. Er meinte, nichts Besseres tun zu können, als die wenigen Augenblicke, welche ihm noch übrig blieben, zum Heil des ganzen Ordens zu nutzen. Nachdem er die Befehle wegen seines Anspruches erteilt hatte, trat er wieder vor Jacob von Molay hin.

»Lieber Herr und Meister«, sprach er, »Ihr wollt nach Frankreich hinüber. Gott und unsere liebe Frau mögen wissen, was mich mit einer besonderen Furcht erfüllt. Verschmäht nicht die letzten Worte eines Mannes, der von Kindesbeinen an die Furcht nur vom Hörensagen kannte. Geht

nicht nach Frankreich, lieber Herr und Meister, mindestens Ihr nicht selbst. Rüstet Euch zu einem neuen Zug gegen die Ungläubigen. Ersinnt eine Ausrede, und wenn Ihr sie vom Himmel holen solltet, nur geht nicht nach Frankreich.«

»Lieber Bruder Großkomtur«, versetzte der Meister frostig, »jedes Wort, welches ich nun aus Eurem Munde gehört habe, deutet auf Misstrauen gegen meinen königlichen Freund. Doch verkenne ich Eure gute Absicht keineswegs und werde tun, wie es die Regel heischt. Denn die Brüder müssen ihre Einwilligung geben, ohne diese kann ich mich nicht von Zypern entfernen. Zu welchem Ende denn diese Warnung? Beschwert Euch nicht mit so großen Sorgen. Welches Unglück könnte mir denn in Frankreich drohen? Es ist mein Vaterland, sein Beherrscher mein Freund, und ich bin keinem untertan als Seiner Heiligkeit dem Papst.«

Der Meister wollte noch etwas hinzufügen, doch hinderte ihn Boulognes Eintritt daran.

»Herr und Meister«, rief der noch unter der Tür, »mich treibt die Angst zu Euch, und wollt Ihr vergeben, dass ich unangemeldet nahte. Es rüstet sich schon alles zur Abreise des Kardinallegaten. Ich bitte Euch, Herr, nehmt die Briefe zurück, lasst ihn mit einem anderen Bescheid zu dem Heiligen Vater gelangen.«

»Boulogne, was bewegt Euch so? Euch den ruhigen, gelassen überlegenden Mann, sehe ich hochgeröteten Gesichtes, unstillen Auges! Sagt an, Boulogne, welche Begebenheit hat solches bei Euch erzeugt?«

»Keine Begebenheit, Herr, keine. Doch ich habe den Kardinallegaten gesehen, schnöden Triumph spricht jeder seiner Züge aus, und wenn mich nicht alles täuscht, so las ich Geringschätzung in seinen Augen.«

»Das ist Eure Schuld, Herr Graf!«, zürnte der Meister. »Mit Eurem Wahn steckt Ihr mir die besten Männer an ... ein Dämon hat Euch hergeführt nach Zypern ...!«

»Lieber Herr und Meister, wie mögt Ihr zürnen gegen einen Mann, der vielleicht um des Ordens Wohlfahrt gar zu ängstlich wacht! Ist es nicht besser, als wenn er leichtsinnig über alles hinwegsetzte? Ich bin ein deutscher Mann, weiß recht gut, dass der feste Sinn meines Volkes mit dem flatterhaften Eurer Landsleute im Widerspruch steht ...«

»Ihr zeihet Euren Herrn und Meister des Flattersinns ...?«

»Gott bewahre mich davor, Meister. Ich will mich nur entschuldigen, ob dessen, was Euch mir abhold macht. Ist es meine Schuld, dass ich einem deutschen Fürstenbett entsprossen bin, dass mir die Festigkeit meines Volkes mit der Muttermilch zuteilgeworden ist? Und müsste ich darüber zugrunde gehen und risse man mir das Herz lebendig aus der Brust, bis zum letzten Pulsschlag meines Lebens würde ich Euch warnen, würde Euch zurufen: Geht nicht nach Frankreich! Ihr kommt in des Löwen Höhle, deren Eingang schlaue Füchse und listige Schlangen bewachen. Mit glatten Worten kirren sie Euch, den Eingang zu durchschreiten. Kaum habt Ihr ihn hinter Euch gelassen, so glotzen Euch die gierigen Augen an. Der König steht vor Euch mit mächtigen Pranken ...«

»Keine Beleidigung ferner, Herr Graf. König Philipp ist mein Freund. Kein Ehrenmann lässt den Freund verachten.«

»Diese Lehre ist in Deutschland so alt, wie es Freunde gegeben hat. Auch sprach ich nicht vom König Philipp; vom König der Tiere sprach ich und dem Löwen.«

»Mag sein. Die Zeit ist jedoch zu kostbar, sie mit Gleichnissen zu vergeuden. Ich weiß nicht, was meine besten Ritter

mit solcher Furcht erfüllt! Wäre es möglich, dass in meiner Brust Furcht erwachsen könnte, ich glaube, Ihr würdet mich damit anstecken.«

»Meister«, trat Boulogne dicht vor ihn hin.

Der Wildgraf bemerkte den vertraulichen Blick nicht.

»Meister«, sprach Boulogne noch einmal. Das Übermaß des Gefühls ließ ihn dessen beide Hände ergreifen. »Beherrzt unseres Bruders, des Großkomturs Worte. Bleibt auf Zypern zurück. Eine Gesandtschaft der edelsten Ritter wird Seiner Heiligkeit genügen, und was der Papst auch mit Euch selbst verhandeln wollte, das kann er ja mit mir, wenn Ihr mich bei ihm beglaubigt. Wie manches schwierige Geschäft hat Boulogne schon vollbracht, vor mehreren Päpsten hat er schon gestanden. So braucht sich Clemens V. auch nicht seiner zu schämen ...«

»Trefte ich Euch hier, Boulogne?«, rief der kriegerische Montroyal. »Ich wollte Euch abholen, zu unserem Herrn und Meister wollten wir beide gehen. Der Prälat darf nicht fort mit der Weisung, dass Ihr, Meister, nach Frankreich kommen wollt.«

»Welche Sprache, Montroyal«, verwies Jacob von Molay heftigen Tones. »Wohl weiß ich, dass Euer kriegerischer Sinn gern des langen Wortschwalls entbehrt, auch schätze ich Euch darum. Doch heische ich Achtung von Euch wie von jedem anderen Ordensmitglied. Keine Würde, keine Auszeichnung lassen mich von dieser Achtung um Haaresbreite vergeben.«

Montroyal stand verstummt da. Der Meister aber war in Wallung geraten, und höher, immer höher schwoll der Strom seiner zürnenden Worte.

»Wer möchte da ein gutes Ende hoffen, wenn jeder Einzel-

ne den Eingebungen seiner Leidenschaften folgt. Bin ich nicht das Oberhaupt des Ordens? Auf wen fällt die Schuld, wenn irgendein Unglück entsteht? Dem Meister legt man alles zur Last. Hundert Beweise liefert die Geschichte des Ordens, und ich sollte mich gängeln lassen, dass ich durch Nachsicht und Schwäche dem gerechten Tadel verfiel? Nein, nein, Ihr Herren, ich will sein, was ich heiße. Mich gelüstet es nicht nach dem Namen einer Würde, ich will die Würde selbst.«

»Herr und Meister«, begann Montroyal gesenkten Tones, »verzeiht, wenn ich gefehlt habe. Nicht aus böser Absicht ist es geschehen, und möget Ihr meinen Eifer für Euch und den Orden in dem Umstand erkennen, dass ich trotz Eures Zürnens fest darauf bestehe, der Kardinal dürfe nicht mit der Weisung, welche ihm gegeben worden war, die Insel verlassen. Hättet Ihr ihn gesehen, Meister, hättet Ihr den schnöden Triumph bemerkt, der über seine Züge ausgegossen ist. Ihr würdet nicht anders denken als ich. Freilich kann ich das, was ich denke, nicht in Worte kleiden. Doch klar steht es vor meiner Seele, dass dieser Prälat nichts Gutes gegen uns im Schilde führt.«

»Hat sich denn die Welt in ihrem Lauf verkehrt?« Diese Worte begleiteten des Meisters bitteres Lachen. »Montroyal, der Kühnste unter den Kühnen, der Tapferste unter den Tapferen - Montroyal fürchtet?«

»In der ganzen Christenheit«, versetzte Montroyal mit finsternen Stirnfalten, »in der ganzen Christenheit lebt nur ein Mann, der von Furcht zu mir sprechen darf, ohne dass ich ihm auf Schwertlänge begegne. Der Mann seid Ihr, Meister; und ich bin ein Knecht des Ordens. Doch die Stunde ist kostbar, in welcher ich vor Euch stehe. Was mich hergeführt hat,

das will ich fest im Auge behalten.«

Montroyal trat vor dem Meister noch näher als vorhin, und beinahe flehend - die seltenste Erscheinung bei Montroyal - sprach er weiter. »Lieber Herr und Meister, gab es doch von jeher Begünstigte des Himmels, welche begeistert mehr wussten als alle Übrigen. Denkt denn, der Himmel habe jetzt ein Wunder gezeigt und mich erkoren. Noch einmal warne ich Euch. Es ist ja so leicht, dass Ihr Euren Entschluss, nach Frankreich zu gehen, ändert. Zieht aus mit dem Banner, führt uns zu Schiff. Wir wollen wie Wetterleuchten den unvorbereiteten Sarazenen aus seiner trotzigen Ruhe aufstören, und alles, was man sich von der Tapferkeit der Tempelherren erzählt, soll gegen das, was wir vollbringen, nur ein Kinderspiel gewesen sein.«

Montroyal erwartete vergebens eine Antwort von dem Meister. Der stand, das dunkle Auge fest auf Montroyal geheftet, aber stumm, und nur ein leises Kopfschütteln gab den festen Entschluss, der Brüder Rat zu verwerfen, zu erkennen.

Des Herolds lauter Ruf, dass die Ritter sich zu ihren Pferden begeben sollten, drang herauf. Der Prälat war im Begriff, nach Ninove abzugehen. Was Montroyal nur in Worten an den Tag gegeben hatte, das bot sich jetzt in seiner ganzen Gestalt, in seinen Blicken und Bewegungen dar. Des Herolds Ruf jagte das Blut aus seinem Herzen, es rötete ihm Wangen und Stirn hoch, seine Augen glänzten in einem unerklärbaren Feuer. Plötzlich vor dem Meister niedergeworfen, rief er überlaut: »Meister! Meister! Beherzigt die Warnung! Lasst den Kardinal nicht fort. Das Verderben trägt er mit sich!«

»Boulogne, auch du zu meinen Füßen!«, fuhr der Meister

erstaunt zurück. »Boulogne, Du! Wie ist mir denn? Nun bei unserer lieben Frau! Das wird immer besser - auch der Großkomtur von Deutschland! Habt Ihr den Ruf nicht vernommen? Gehabt Euch wohl, lieber Herr und Bruder. Gott geleite Euch.«

Da war keines Bleibens mehr für den Deutschen, und er stürmte hinaus, schlug die Tür krachend hinter sich zu. Die Wände erdröhnten, von dem Zorn des Mannes erregt.

»Steh auf, Boulogne«, befahl der Meister, nachdem er die Bitterkeit über des Großkomturs Benehmen mit Mühe bekämpft hatte. »Auf, auf, Montroyal! Mein Entschluss steht fest. Kein Mensch auf Erden wird ihn wankend machen. Ich will allein bleiben. Das Kapitel soll sich um Mitternacht versammeln. Jetzt ruft mich die Pflicht, dem Abgesandten des Heiligen Vaters das Geleit zu geben. Wir treffen uns im Konvent.«

Ohne auf die beiden ferner Rücksicht zu nehmen, verließ der Meister die Halle. Wortlos prüften sie einander mit vielsagenden Blicken, bis endlich Montroyal seiner Empfindungen nicht mehr Herr blieb. »Das erste Mal in meinem Leben habe ich vor einem Menschen flehend gekniet. Ich schäme mich vor mir selbst ob der schnöden Behandlung - ha, stände ich jetzt auf feindlicher Erde, dass ich dem gerechten Zorn in Kampfes Getöne einen Ausweg bahnen könnte! Aber feiern muss mein Schwert, zu nichts mehr nütze, als dass ich es an König Philipps Hof gegen eine Jagdklinge vertausche, mit der ich Frösche aufspießen kann. So weit ist es also gekommen, dass selbstherrisch der Meister über eine der größten Begebenheiten beschließen könne. Er bedarf also der Zustimmung der Brüder nicht mehr!«

»Nicht so bitter, Montroyal«, mahnte Boulogne. »Was

kann's nun weiter nützen? Mag ich doch meinen Mutmaßungen nicht einmal Worte leihen. Aber gar sonderbar berührt es mich, dass der Meister so urplötzlich sich umgewandelt hat. Gott lenke es zum Guten! Doch auf dem Weg hierher begegnete mir ein Gesicht, ein Gesicht, in welchem ein ganzes Buch aufgeschlagen vor mir lag. Das Gesicht sprach nichts Gutes aus.«

»Gerade so erging es mir. Ich traf auf Peyrand, er schlich zu dem Prälaten ...«

»Nicht so laut, lieber Bruder, nicht so laut.«

»Warum nicht? Ich bin gewohnt, zu sagen, was ich denke; zumal wenn es die Wohlfahrt des Ordens erheischt. Erinneret Ihr Euch wohl noch der letzten Wahl? Ich will dem ersten Sarazenen den Rücken zeigen, wenn Peyrand sie schon vergessen hat. Was konnte er mit dem Kardinal haben? Der Großmeister bedarf selbst der Bestätigung des Papstes nicht, und das Ungetüm, über welchem Peyrand brütet, wird sich wohl ganz anders gestalten, als wir meinen. Wer nur hindurchfinden könnte!«

»Stellen wir es dem Himmel anheim, Montroyal. Ihr seht ja, dass nichts auszurichten ist. Horcht! Das Tor knarrt in seinen Angeln - es ist geschehen, und was wir noch sprechen mögen, verlorene Worte sind es. Drum lasst uns schweigen und in Geduld erwarten, wie es sich erklären wird. Komme, was da will, Boulogne wird nicht zagen, wird nicht wanken. Und Montroyal?« Er reichte ihm die Hand hinüber.

Der ergriff sie feurig und rief: »Lebt und stirbt für des Ordens Ruhm und Würde!«

Obwohl noch keiner von den Tempelherren nur im Geringsten Gewissheit hatte, ob und was man gegen sie im Schilde führte, so leuchtete doch dem größten Teil derselben

hier auf Zypern ein, dass etwas Unheilvolles über ihren Häuptern schwebte. Durch den Verfall des freundschaftlichen Benehmens von dieser Zeit an bekundete sich auf ganz eigene Weise die Wichtigkeit der vorgefassten Meinung eines Wildgrafen. Was aber den Großmeister zu dem selbstherrlichen Benehmen veranlasst hatte, davon freilich wussten nur wenige. Der Einzige, welcher ihn am schlauesten berechnete, war Peyrand. Zwischen ihm, dem Großmeister und dem Dauphin trat ein so vertrauliches Verhältnis ein, dass Boulogne, Montroyal und mehrere andere fürchtend darüber die Köpfe schüttelten. Bei dem Dauphin hauptsächlich bemerkte man von dieser Zeit eine auffallende Geringschätzung der Ordensregeln. Und dennoch war er es allein, welcher auf die strengste Ahndung für Malhacs Vergehen gedrungen hatte. Malhac war in Fesseln, musste gleich einem niedrigen Knecht die gewöhnlichsten Arbeiten im Haus verrichten und war auf ein ganzes Jahr des Kleides verlustig erklärt. Der Dauphin war jedoch zu schlau, die Regel in ihrer ganzen Strenge gegen sich in Anwendung bringen zu lassen. Niemals blieb er zwei Nächte außer Haus, des Tages kam er den kleinsten Bedingungen nach, und der Einzige, welcher um seine nächtlichen Wanderungen wusste, der musste ja so schleunigst die Insel verlassen, dass es nicht einmal zum Vorwurf und um so weniger noch zur öffentlichen Anklage kommen konnte. Die häufigen Gespräche des Dauphins mit dem Alten, der seine sündigen Wege begünstigte, taten auch endlich ihre Wirkung. Dringt doch endlich der Tropfen, von des Daches Zinne fallend, in den festesten Granit. Warum sollte nicht eine Meinung von Trugschlüssen unterstützt, bei denen das Trügerische kaum zu erkennen ist, in das Herz eines so jungen Mannes dringen, und der

überdies noch Ursache hatte, dieses Herz ob manchen Zweifels zu beschwichtigen. Wie verdrossen der Dauphin in den kleinsten Beziehungen den Ordensregeln nachleben musste, das leuchtet wohl ein. Diese Verdrossenheit, im Verein mit seinem ungebändigtem Stolz, erzeugte ein beleidigendes Benehmen gegen all diejenigen, welche mit ihm zusammentrafen, nur nicht gegen den Großmeister und Peyrand. Der Großmeister war nun mit Geschäften so sehr überhäuft, dass er selten im Konvent mit den Brüdern speisen konnte, noch seltener aber hielt er Kapitel; denn einerseits gab es nur sehr wenig darin zu verhandelnde Gegenstände, andererseits ließ sich der Großmeister bei nicht gar so wichtigen Dingen von irgendeinem anderen Ritter im Kapitel vertreten. Wenn nicht das Geheimnis im Orden vorhanden gewesen wäre, hätte wohl Jacob von Molay so plötzlich sein Betragen ändern können? Dieses Geheimnis war nur den wenigsten Brüdern bekannt. Wer nicht Anwartschaft auf die Großmeisterwürde hatte, der konnte darüber hinsterven, ehe er von diesem Geheimnis etwas erfuhr. So sorgfältig man mit demselben bis jetzt auch umgegangen war, so hatte sich doch ein dunkles Gerücht über irgendein Geheimnis im Orden unter Brüdern und Laien verbreitet. Ehrgeizige Tempelherren, denen jedoch keine Aussicht blieb, die höchste Würde einst zu bekleiden, gierten nach diesem Geheimnis. Neid und Missgunst lieferten die Würze zu einer ebenso drolligen, wie für jene Zeiten passenden Erfindung. Die aufgeklärtesten Zeitalter bringen ja leider noch Beispiele, entehrend für den menschlichen Geist, von Einfalt und Dummheit erzeugt. Von Verschlagenheit und List bewertet, zumal dort, wo gar häufig Leute mit dem Namen Christ belegt wurden, welche nichts weniger als Christentum innehatten, und gar leicht,

dem Drang der Umstände zufolge, Renegaten wurden; zumal dort, wo noch die Reste der Götterherrschaft der alten Griechen vorzufinden war - dort verfiel man umso eher auf Entweihung des Heiligen irgendeiner Glaubenslehre, absonderlich, wenn ein undurchdringlicher Schleier ein Geheimnis verbarg. So faselten einzelne Mitglieder des Ordens, deren Rachegefühl vielleicht durch eine strenge Pönale erregt worden war, von Götzendienst, welcher in den geheimsten Kapiteln getrieben würde, und wie Moses auf Sinai mit seinem Gott von Angesicht zu Angesicht gesprochen hatte, so sollte auch der Meister ein Götzenbild, unter dem Namen Baphomet, besitzen, durch welches er auf geradem Wege mit dem alleinigen Gott verkehren konnte. Das Geheimnis der Goldmacherei war nur eine Zugabe.

Im Umgang mit Laien, denen ein Tempelherr vielleicht nur darum schmeichelte, um dem Orden Güter zu erwerben. War dem Letzteren etwa nur ein Wort entfallen, und weiter und immer weiter spann sich dieses Wort im Kopf eines Laien aus. Diejenigen Brüder, welche beschränkten Geistes waren, erhaschten vielleicht einmal irgendeine Ansicht, welche ein aufgeklärter Mann über Religion äußerte, und plötzlich wurde sie zum Nachteil der Kirche ausgelegt. Da man nun durch die Mutmaßungen über jenes große Geheimnis die christliche Religion angetastet glaubte, so entkleidete man den ganzen Orden jener Vorzüge, denen er seine Größe, seine Macht, seinen Reichtum verdankte. Wohl nicht mit Unrecht glaubte man nicht mehr an die Keuschheit eines Tempelherren, doch unterlegte man der Übertretung dieses Ordensgelübdes ein abscheuliches Verbrechen. Die allgemeine Fleischessünde war zu alltäglich. Todeswürdig musste alles sein, was Dummheit, Missgunst und Hass erfand. Das ge-

meine Volk, stets nach dem Abenteuerlichsten haschend, trug sich noch mit anderen Geschichten. Wem sind nicht die Scheußlichkeiten bekannt, welche man sich von Mönchsklöstern erzählt - etwa von lebendig begrabenen Jungfrauen, an welchen die Mönche ihren sündigen Fleischeslüsten frönten? So auch erzählte man sich von den Tempelherren dasselbe, nur fügte man noch hinzu, dass, wenn ein Kind die Frucht eines so verbrecherischen Umgangs würde, sie dasselbe verbrannten und die Asche den neu aufgenommenen Brüdern im Wein zu trinken gäben. Dergleichen Dinge nun konnten zwar den Orden nicht kümmern. In jener Ruhe, welche Macht und Reichtum begleitet, konnte er alles, was der Pöbel erdachte, mit Verachtung hören. Doch gab es auch andere, außer dem Pöbel, welche alles Nachteilige, was über den Orden verbreitet war, anders zu nutzen verstanden, als dass sie es sich nur erzählten. Zum Beispiel der Orden der Hospitaliter, stets eifersüchtig, ja, vor längerer Zeit sogar in Fehde begriffen mit seinem mächtigen Nebenbuhler, dieser Orden suchte alles zum Nachteil der Tempelherren auszu-deuten und ersann sogar Dinge, durch welche die Tempelherren sogar verketzert wurden. Einer ihrer Großmeister schloss einst mit dem berühmten Sultan Saladin ein Friedensbündnis, um die Besitzungen, welche der Orden im Reich jenes Fürsten hatte, nicht zu verlieren. Seit jener Zeit hielt man die Tempelherren für heimliche Anhänger der Lehre Mohammeds und schmückte diesen Gedanken auf eine schändliche Weise aus. Man legte ihnen zur Last, dass sie den neuauftzunehmenden Bruder Jesus Christus verleugnen, ihn dreimal auf das Kreuz speien und es mit Füßen treten ließen. Einen Gürtel, welchen jeder neu Aufgenommene zum Zeichen der Keuschheit erhielt, ließ man als Sinnbild

der schändlichsten Verbrechen gelten. Mit diesem Gürtel sollte die Erlaubnis zu jenen Verbrechen erteilt worden sein. Man brachte ihn und dem vorgeblichen größten Geheimnis des Ordens, mit dem Götzenbild, in die sonderbarste Berührung, und jeder Laie glaubte um so williger an diese Verirrungen des menschlichen Geistes, da ihm kein anderer Weg blieb, den übermütigen Stolz der Ritter, aus welchem manche Beleidigung entsprang, zu kränken. Die entschiedene Abgeschlossenheit, mit welcher die Tempelherren sich verwarnten, ließ sie zwar dergleichen Dinge nicht alle erfahren. Dennoch aber konnte es nicht fehlen, dass wohl hier und da, namentlich in den entfernteren Provinzen, manches davon ihnen zu Ohren kam, und die am wenigsten Eingeweihten wurden selbst von Zweifeln erfüllt. Das war hauptsächlich in Frankreich der Fall, in welcher Provinz sogar ein Tempelherr gegen einen königlichen Advokaten im Vertrauen geäußert hatte, dass im Orden ein Geheimnis walte, welches so streng bewahrt würde, dass man selbst den König ermorden müsse, wenn er es erführe. Mochte nun jeder Ritter dergleichen äußern, um seinem Zuhörer eine hohe Meinung von sich beizubringen oder was ihn sonst auch dazu veranlasste. Es wurde dem König Philipp hinterbracht, der nicht sowohl selbst all solche Märchen sammelte, doch aber treue Diener hatte, wie etwa Wilhelm von Nogaret, die alles gern zum Verderben des Ordens beitrugen.

Wie nachteilig eine plötzliche Veränderung in des Großmeisters Benehmen unter diesen Umständen für den Orden werden konnte, das ist leicht zu ermessen. Jacob von Molay, dessen biederer, gerader Charakter wohl seine Leichtgläubigkeit selbst erzeugt hatte, Jacob von Molay war von dieser Zeit an so sehr von dem Gedanken an eine Krone eingenom-

men, dass alles Übrige keinen Wert mehr für ihn hatte. Jede seiner Handlungen bezog sich nur auf den einen großen Zweck, den er unverrückt im Auge behielt. Aus diesem Grund ließ er sich auch durch den Dauphin verleiten, die erste Ungerechtigkeit in seinem Leben zu begehen und den Wildgrafen Hugo so schleunigst zu entfernen. Welch Wunder, dass Jacob von Molay jetzt dem Dauphin noch eifriger anhing als sonst, dass er mit ihm auf vertrauerem Fuß als mit irgendeinem von den Brüdern stand. Die Zurücksetzung musste die älteren Ritter kränken, unter ihnen am meisten Peyrand. Insgeheim wurde ein teuflischer Grund ersonnen, welchen man dem vertrauten Umgang der beiden unter-schob. Die Günstlinge großer Herren sind ja stets die Ziel-scheibe, auf welche der Neid, die Missgunst ihre Pfeile rich-ten. Rauschende Vergnügungen der Fürsten, Zerstreungen aller Art können nicht einmal die geheimen Zurüstungen zu eines Günstlings Fall verhindern. Um wie viel leichter muss-ten dieselben hier gebaut werden können, da das klösterli-che Leben, die erschlaffende Ruhe der Tempelherren auf Zy-pern, durch nichts anderes erregt wurde! Wohl drängte sich Boulogne noch mehrmals zu dem Großmeister, stand war-nend vor ihm, erinnerte ihn an seine hohe Würde, die ihn beinahe zum unumschränkten Herrscher erhob. Doch alles war vergebens. Jacob von Molay, ein mächtiger Herr wie ir-gendeiner von den Königen der Christenheit, schob nur sei-nen Gehorsam vor, welchen er dem Papst schuldig war. Dem Superior des Ordens müsste er gehorsamen, das war alles, was er Boulogne erwiderte.

Elftes Kapitel

Mit dem größten Eifer hatte der Großmeister die Reise nach Frankreich betrieben, den Oberbefehl in den Händen des Marschalls gelassen. Sechzig der vornehmsten Ritter in dem prächtigsten Aufzug, mit ihren Knappen- und Dienertross, begleiteten den Großmeister. Sechs schnell rudernde Galeeren führten diese Menschenmasse nach Marseille. Auch den Schatz hatte der Großmeister von Zypern mitgenommen, denn die Bedürfnisse der entfernten Provinzen mussten befriedigt werden, ehe ein Kreuzzug stattfinden konnte. Ganz Frankreich staunte die Pracht der Tempelherren an. Wie im Triumph durchzog der Großmeister die Ortschaften von Marseille nach Paris. Seine Hofstatt nahm ihn auf. Der Tempel und die Großen des Reiches begrüßten ihn im Namen des Königs von Frankreich. Alle Ehrenbezeugungen, welche man irgend erdenken konnte, wurden über Jacob von Molay ausgeschüttet, nur den König hatte er noch nicht gesprochen. Es berührte ihn unangenehm, so lange seines königlichen Freundes entbehren zu müssen.

Schon waren vier Tage über die Ankunft des Großmeisters verstrichen. Er saß im Audienzsaal des Tempels. Denn was den Orden betraf, und zwar in Frankreich, das wollte der Meister zuvörderst prüfen, sondieren, sichten; jedenfalls ihn aber makellos hinstellen, ehe er mit dem Papst in Unterhandlung träte. Hier in Paris waren die äußeren Zeichen der hohen Würde des Großmeisters vielfältiger als auf Zypern. Der Audienzsaal selbst prächtiger als irgendeine Halle im Louvre; der Thron fehlte nicht, und zur Linken von demselben stand ein mit einer Samtdecke überhangener Schreibtisch, hinter welchem Boulogne Platz genommen hatte. An

den glatten Wänden ringsumher waren Trophäen in bester Ordnung aufgestellt. Eine jede derselben erinnerte an die Großtat eines Tempelherrn. Hier fand man die einfache Rüstung des Hugo de Payens, Stifter des Ordens. Nach ihm kam Robert de Craon, welcher vom Papst Eugen dem Dritten das Vorrecht erhielt, an Orten, welche mit dem Interdikt belegt waren, jährlich einmal Messe zu halten. Auf seinem Schild war im weißen Feld das achteckige rote Kreuz zu schauen, denn erst unter seiner Oberherrschaft erhielt der Orden diese Zierde. Drauf folgte die Trophäe des Everhard des Barres, welcher den unglücklichen Kreuzzug im Jahre 1147 mit bestand und 1149 Gaza wieder aufbaute. Die fünfte Trophäe schrieb sich von Bernard de Tremelay her, welcher, da er mit edler Kühnheit zuerst in das belagerte Askalon eindrang, mit vierzig der seinen gefallen war. Über der sechsten Trophäe erblickte man den Namen Bertrand de Blanquefort, welcher dem Sultan Nur ad-Din bei Harenk eine so schreckliche Niederlage beibrachte, dass niemand dem Schwert der Tempelherren entrann, außer demjenigen, den etwa ein Zufall oder die Schnelligkeit seines Pferdes rettete. Der einfache Name Andreas zierte die siebente Trophäe. Der heilige Bernhard, sein naher Verwandter, liebte ihn sehr. Dennoch schrieb er ihm einst, als er Tempelherr geworden war: »Ich weiß nicht, ob ich nun noch wünschen soll, dich bei mir zu sehen. Vielleicht aber sagst du einst mit dem Vater Jacob: Da ich über diesen Jordan ging, hatte ich nichts als diesen Stab; nun besitze ich drei Heere.« Und es erfüllte sich, was Bernhard mit prophetischem Geist verkündet. Eudes de Saint-Amand, die neunte Rüstung, von seinen Zeitgenossen der andere Judas Makkabäus genannt, schlug Saladin bei Ramla und jagte ihn bis Damaskus zurück; doch

wurde er im Jahre 1180 im Gebiete von Sidon bei Bellefort von diesem Sultan gefangen. Saladin bot ihm eine Auswechslung gegen seinen Neffen an, der in den Händen der Christen war.

Eudes aber sprach: »Nicht mehr als Messer und einen Gürtel gibt der Orden um die Freiheit eines seiner gefangenen Brüden - und so blickte er ruhig dem Tod ins Auge, den er bald darauf empfing. Das elfte Wappenbild erinnerte an den berühmten Terretus, der über den Verlust von Jerusalem, welches Saladin eroberte, seine Würde niederlegte. So folgten die Wehren der berühmtesten Großmeister und sollten beinahe die Flächen der Wände. Nur noch für eine Trophäe war Raum, und mit wohlgefälligem Blick haftete Molays Auge auf dieser leeren Stelle.

»Wie lange wird es dauern, Boulogne«, störte er diesen im eifrigen Lesen von Schriften, »wie lange wird es dauern, und mein Waffenschmuck macht den Schluss in dieser Halle. Wir müssen beizeiten darauf denken, dass ein neuer, ebenso würdiger Raum für diejenigen bereitet werde, welche nach mir kommen.«

Boulogne antwortete nicht. Er blickte den Großmeister lange und bedauernd an, wandte dann den Blick wieder von ihm, schüttelte das Haupt, als ob ihn seine Arbeit zu sehr in Anspruch nehme.

Jacob von Molay schwieg, um ihn nicht ferner zu stören. Der Meister stützte das von unzähligen Gedanken durchwirrte Haupt mit seiner linken Hand; die rechte ruhte auf der kunstvoll geschnitzten Lehne des Sessels.

»Wahrlich«, fuhr der Meister leise zu sich selbst sprechend fort, »ein tröstlicher Anblick hier in der Halle. All diejenigen, deren Namen sie aufbewahrt, die hob der eigene Verdienst

zu dieser Würde empor. Nicht der Zufall, wie bei fürstlichen Geschlechtern, zeichnete sie aus, und schon das allein stellte sie höher als die gekrönten Häupter, welche in langer Reihenfolge Throne besaßen. Bald, bald«, flüsterte er, »wird aber auch eine Königskrone für die nächste Trophäe erworben sein.«

Jetzt wurden die hohen Flügeltüren geöffnet. Zwei Brüder wahrten des Eingangs, und zwischen ihnen hindurch führte ein Dritter den Beichtvater des Königs, Wilhelm von Paris. Mit schlecht erkünsteltem unterwürfigen Wesen näherte sich der Dominikaner und redete den Großmeister an.

»Mir wurde vergönnt, Euch, hoher Herr, die Empfindungen seiner Majestät, unseres allergnädigsten Königs, in Worten mitzuteilen. Mein Herr, der König, bezeugt Euch durch mich nicht allein seine Freude, dass er einen Mann, welchen er stets seiner Freundschaft würdig gehalten hat, wieder in den Mauern seiner Residenz weiß, nein, er schätzt sich auch glücklich, das Haupt des besten kriegerischen Ordens, die Schutzwehr der Christenheit durch mich seiner königlichen Gnade versichern zu dürfen.«

»Ich danke Euch, hochwürdiger Herr, dass Ihr den Empfindungen meines königlichen Freundes Worte leiht. Zwar wurde mir das Glück noch nicht zuteil, mit seiner Majestät von Angesicht zu Angesicht zu verkehren, doch weiß ich recht gut, wie König Philipp dem Heil seiner Untertanen manches Gelüsten seines Herzens opfern muss. Ihr seid sein Beichtiger, hochwürdiger Herr, kennt daher das geheimste Empfinden in dem Herzen dieses besten Sohnes der Kirche. Keinen besseren Abgesandten konnte König Philipp wählen.« »Freut es mich doch«, rief Wilhelm von Paris, »dass ich diese Überzeugung Euch nicht erst durch Selbstlob aufbrin-

gen müsse, und werdet Ihr dasjenige, was ich im Namen des Königs von Euch heische, ebenso beherzigen, als ob der König in eigener Person Euch gegenüberstände.«

»Eures Amtes Heiligkeit, hochwürdiger Herr, überhebt Euch jeden Zweifel an meiner Willfährigkeit, sobald das Verlangte nicht gegen die Regel des Ordens läuft.«

»Ob dieser Bemerkung, hoher Herr, wage ich grundlegend etwas einzuwenden. Was ich von Euch verlange, das betrifft freilich einen Tempelherrn, und es ist mir nicht unbekannt, wie die Regel in diesem Fall lautet. Doch Zeit und Umstände haben ja schon so manche Veränderung in den Statuten eines jeden Ordens hervorgebracht, ebenso auch in dem Eurigen. Was für ein Jahrhundert passend war, taugt nicht mehr für das folgende, und die Strenge des heiligen Bernhards ist seit zwei Jahrhunderten veraltet. Seinem Aufgebot folgten alle christlichen Fürsten und Herren zu dem unglückseligen Kreuzzug. Jetzt würde sein Wort wahrlich nicht mehr jene Zauberkraft besitzen. Ihr seht daher wohl ein, dass die Regel nicht mehr in ihrem strengsten Sinne genommen werden müsse, und eine geringe Ausnahme davon jetzt von Euch bewilligt, wird meinen Herrn und König zum wärmsten Dank spornen.«

»So lasst hören, hochwürdiger Herr, und steht es in meiner Macht, so gewähre ich König Philipp am liebsten eine Bitte.«

»Es ist dem König mitgeteilt worden, dass der Tempelritter von Malhac in eine der schärfsten Ordensstrafen verfallen sei. Wichtige Gründe bestimmen den König zu dem Begehren, dass Ihr den Ritter Kraft Eurer höchsten Würde, der Strafe entbindet. Auch will der König nicht, dass er nach Frankreich komme, und möget Ihr es dem Ritter anheimstellen, ob er den Orden verlassen wolle oder nicht.«

Nach einigem Sinnen versetzte der Meister darauf: »Hätte der König irgendetwas begehrt, bei dessen Gewährung mein Wort das Allgeltende hätte sein können, so konnte ich ihn zufriedenstellen. Mit Freuden hätte ich es getan, so wie mir nun leid ist, dass ich sein Verlangen nicht erfüllen kann.«

»Nicht, hoher Herr? Ihr könnt des Königs Verlangen nicht erfüllen? Was hindert Euch daran? Bedenkt, es ist König Philipp, den Ihr zurückweist!«

Ohne es eigentlich selbst zu wollen, waren des Paters Worte zuletzt in einem so drohenden Ton ausgesprochen, dass der Stolz des Großmeisters sich darüber empörte.

Streng aber ruhig gab er dem Pater zurück: »Das Bedenken hält an Euch, hochwürdiger Herr. Ihr kommt als Abgesandter des Königs, nicht als sein Anwalt. Des Königs Anliegen habt Ihr mir mitgeteilt und Eure Pflicht und Schuldigkeit sind damit am Ende. Die Gründe, welche mich bestimmen, des Königs Forderung nicht zu willfahren, werde ich dem König selbst offenbaren.«

So bitter den Beichtvater des Königs auch diese Weisung berührte, so beherrschte er doch seine Miene, dass nichts darin zu lesen war, was nur irgend auf seine Empfindung schließen ließ, ja, er verneigte sich sogar, wie einer etwa, der das erfahren hatte, was er mutmaßte.

Der Meister ließ sich davon täuschen, und dem Drang seines Herzens folgend, wandte er an den Dominikaner die Worte: »Wenn das Euer ganzer Auftrag ist, so lasst uns vergessen, was wir noch vor wenigen Minuten gesprochen haben, denn, bei unserer lieben Frau, mein Herz sehnt sich danach, recht viel Gutes über meinen königlichen Freund zu erfahren, und jede gute Mär erfreut es durch und durch. Sagt an, hochwürdiger Herr, ist König Philipp glücklich? Ich

meine nämlich in seinem Haus. Seine Prinzen sind nun herangewachsen - machen sie ihm Freude? Und die Navarrerin, erleichtert sie ihm noch wie ehemals die von Sorgen beschwerten Tage? Ihr werdet ja wohl das am besten wissen, darum frage ich Euch, ehe ich mit dem König selbst verkehre: Das Schlimmste ist beim Wiedersehen von Freunden, wenn durch Fragen aller Art Herzenswunden aufgerissen werden. Das möchte ich nicht, um Philipp nicht, auch nicht um meinetwillen.«

Ein bedeutsames Achselzucken war alles, was der Pater darauf erwiderte. Der Meister erwartete vergebens eine andere Antwort, und um des Königs Glück besorgt, versuchte er den Pater zu Worten zu bringen.

»Also König Philipp lebt nicht glücklich mehr ...?«

Doch eben so verschlossen wie vorhin, antwortete Wilhelm von Paris mit demselben Achselzucken.

»Ihr seid ein treuer Diener Eures Herrn, wollt etwa nicht dasjenige zur Schau tragen, unter dessen riesenstarken Druck Philipps kräftiger Nacken sich beugen muss. Doch bedenkt, dass Ihr hier zu seinem Freund sprecht, dessen Fragen nicht der eitlen Neugier entsprungen sind, sondern der regen Teilnahme, zu welcher mich des Königs Freundschaft berechtigt.«

»Euch ist nicht zu widerstehen, hoher Herr«, fügte sich endlich Wilhelm von Paris, »jedoch werdet Ihr mich schwerlich begreifen, und doch ... ich erinnere mich ... Ihr habt ja auch bei Hofe gelebt ... werdet, wenn auch nur vom Hörensagen, ein Verhältnis kennen, das einem König zwar nicht erlaubt, doch eben so wenig selten ist.«

»Ich verstehe Euch noch nicht ganz; wollet Euch doch erklären.«

»Wie mag ich denn die Worte wählen? Vergebt, wenn ich nicht so ganz die rechten treffe. Königin Johanna, Philipps Frau, ist verblüht. Sie kann ihres Mannes Neigung nicht mehr fesseln, und diese fiel auf ein Hoffräulein der Königin, auf Heloise von Malhac.«

Da schüttelte Jacob von Molay missbilligend das Haupt und sprach, von einer edlen Wallung durchströmt: »Das ist eine böse Mär! Mir ist es leid um die Königin, eine edle fromme Frau, zärtlich und sorgsam für den Gemahl und die edlen Kinder. Ist sie doch ins Haus getreten, ein Königreich zur Morgengabe bringend, prangend in der Schönheit Glanz und hohen Geistes - und jetzt soll sie einer Dienerin geopfert werden, des Mannes Herzen, des höchsten Schatzes beraubt - nein, das finde ich hart. Also darum fordert Philipp den Ritter von Malhac! Sagt dem König, hochwürdiger Herr, diese meine eigenen Worte, und gälte es einen wahrhaft hohen Zweck, nicht eigenmächtig würde ich die Regel verletzen, um so weniger aber, wenn es gilt, einer sündigen Liebe zu frönen.«

»Das wage ich nicht, Seiner Majestät zu hinterbringen.«

»Dann freilich, hochwürdiger Herr, ist unser Geschäft am Ende.«

Wilhelm von Paris nahm diese Weisung im engsten Sinne der Worte auf, verneigte sich wieder gegen den Meister und verließ dann so eilig die Halle, als ob ihm ein großer Wurf gelungen wäre.

»Bei unserer lieben Frau!«, störte Jacob von Molay Boulogne wieder, »zu solchem Werkzeug finde ich mich denn doch zu gut. Hörst du nicht, Boulogne? Hörtest du nicht, was dieser Priester von mir verlangt?«

»Tröste dich«, gab Boulogne zurück, »es wird sich noch

ferner erklären.«

Kaum war ihm das Wort entfallen, so wurden die Flügeltüren wieder weit geöffnet. Pontrouge schritt herein; ihre Dienerinnen folgten ihr aber nicht bis vor den Meister. Auch hier bewährte das Geschlecht seine Macht, denn eine Ehre, wie sie dem Beichtvater des Königs, dem Glaubensinquisitor von Frankreich, nicht zuteilgeworden war, ließ der Großmeister der Oberhofmeisterin der Königin widerfahren. Er schritt herab von dem erhabenen Sitz; in seinem Gruß war die ritterliche Schule seiner Jugend zu erkennen.

»Euer Schreiben habe ich zur rechten Zeit empfangen, liebe Schwester«, nahm der Meister zuerst das Wort auf. »Da es von Eurer Hand gekommen ist, so war mir sein Wert verbürgt, doch glaube ich, Ihr habt mit zu ängstlichen Augen gesehen. Ich bin jetzt selbst herübergekommen nach Frankreich, werde nun selbst prüfen und gewiss nichts versäumen zu tun, was mir die Pflicht um den Orden gebietet.«

»Lieber Herr und Meister«, entgegnete Pontrouge, »gar vieles habe ich noch für Euch, was ich nicht in Worte kleiden konnte, um es Euch im Brief mitzuteilen. Doch erlaubt mir vorher, dass ich hier den wackeren Boulogne begrüße. Lange ist es, lieber Herr und Bruder«, wandte sie sich an den, »dass wir uns nicht gesehen haben. So oft schon habe ich an Euch gedacht, an Euch, der mir die Wissenschaften zugänglich machte, dessen Schülerin ich bin und dem ich den wärmsten Dank betätigen würde, wenn nicht des Ordens Armut uns beiden zuteilgeworden wäre.«

»Ich bin belohnt«, erhob sich Boulogne mit einigem Zwang, »ich bin belohnt, dass mein Mühen so gute Frucht getragen hat.« Und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so ließ er sich nieder, teilnahmslos in seinen Schriften

lesend, unbekümmert um das Gespräch der beiden.

Wie aber wuchs des Meisters Erstaunen, als ihm Pontrouge erklärte, Heloise von Malhac sei nicht die Einzige, auf welche König Philipp sein Auge geworfen hatte, sondern des Waffenschmieds Tochter von Beziers besitze des Königs Herz. Mit eindringlichen Worten - Pontrouge war deren mächtig - teilte sie dem Meister ihr Fürchten um die Vorteile des Ordens ausführlicher, als sie es im Brief hatte tun können, mit. Aber wer kennt nicht die Widerspenstigkeit eines ehrgeizigen Herzens? Die Überzeugung selbst macht es noch starrsinniger, und wie auf Zypern, so verwarf Jacob von Molay auch hier jede Warnung. Pontrouge ging von ihm, weniger denn jemals mit ihm befreundet.

»Das muss anders werden«, grollte der Meister, in der Halle auf und abschreitend, für sich selbst, doch so laut, dass Boulogne jedes Wort verstehen konnte. »Das muss und das soll anders werden. Niemals haben Frauen Gutes gestiftet, wenn sie für Männer am Platz waren. Die kleinlichsten Leidenschaften regen sie zu sehr auf, und um den Stich einer Mücke zu rächen, möchten sie gern eine Welt für ihren Zorn bewaffnen. Siehe da, schon wieder einer, drollig genug anzuschauen, um zum Lachen zu reizen. Wer seid Ihr«, fragte er den Eingetretenen, der mit feinen Höflichkeitsbezeugungen gar nicht zu Ende kommen konnte. »Wer seid Ihr und was begehrt Ihr?«

»Ich begehre nichts, hoher Herr. Doch wer ich bin, das sollt Ihr sogleich erfahren. Ich war Waffenschmied in Beziers. Des Königs Gnade jedoch hat mich emporgehoben über die Niedrigkeit meines Standes, des Königs Gnade hat mich, den Versmachteteten, wieder feist gemacht.«

»Euer Name?«

»Florian ... Herr Florian ... Ritter ... nein, nicht Ritter ... ne ... hm ... hm ...«

»Nun, das bleibt sich so ziemlich gleich, Florian. Doch sagt mir, was Euch so plötzlich in des Königs Gnade so hoch erhoben hat?«

»Das weiß ich selbst nicht, edler Herr. Es muss wohl eine Fügung des Himmels gewesen sein. Auf der Veste Roucy lag ich gefangen mit einem Tempelherrn, dem Tode reif, denn beide hatten wir Anteil genommen an dem Aufstand gegen Seine Majestät ...«

»Ein Tempelherr hätte Anteil genommen an dem Aufstand gegen den König ...? Wie hieß der Tempelherr? Es ist nicht wahr! Ein Tempelherr konnte nicht solch unverzeihliche Schmach auf einen christlichen Herrn und König häufen. Doch warum noch mit Euch darüber verhandeln? Sagt mir kurz und bündig, was Euch zu mir führt und wer Euch den Weg zu mir gezeigt hat.«

Verdutzt von des Meisters strengen Worten trat Florian noch einige Schritte weiter zurück, konnte nicht schnell genug Worte finden, sondern hob nach einer Pause demütig an: »Es bedurfte keines Menschen, der mir den Weg zu Euch, Herr, zeigte. Weiß ihn doch jeder Knabe in Paris, denn gleich wie ein König thront Ihr in Eurem Palast.«

»Zur Sache, zur Sache.«

»Nun denn, hoher Herr, seit langer Zeit schon sind Zweifel in mir aufgestiegen, welche ich nicht zu bekämpfen vermag. Ihr seid der rechte Mann, der sie zu tilgen weiß. Hört mich. Wie schon gesagt, ich lag gefangen auf Roucy mit einem Tempelherrn, von der Kirche Wohltat schon ausgeschlossen. Wir wollten einer dem anderen beichten, und was musste ich hören? Der Tempelherr beichtete mir, dass es im Orden

Brauch wäre, bei der Aufnahme in denselben Jesum Christum zu verleugnen, auf das Kreuz zu speien, es sogar mit Füßen zu treten ...«

»Welche Bosheit!«, rief der Meister, ihn unterbrechend, »oder welcher Wahnsinn hat solches ausgeheckt?«

»Herr, ich sage Euch die reine Wahrheit. Ein besonderer Umstand aber veranlasst mich, nachgehends die Beichte jenes Tempelherrn für eine unwahre zu halten. Er lebt nämlich jetzt in Paris wie ich. Seine Wohnung kann ich Euch genau beschreiben. Vor einiger Zeit begegnete er mir in weltlicher Ritterkleidung. Ich meinte den ehemaligen Unglücksgefährten freundlich anreden zu dürfen. Er aber wies mich schnöde zurück und sagte, zum Beichtiger wäre ich gut genug, zum Beichtiger auf Roucy im Gefängnis. Hier in Paris habe er nichts mit mir zu schaffen. Das verdross mich, und mit den bittersten Empfindungen im Herzen begab ich mich nach Hause, grollte mir selbst in der Einsamkeit, dass ich so törricht gewesen war, ihn anzureden. Der Abend brach herein. Da störte mich eine ganz besondere Erscheinung in meiner Einsamkeit, nämlich ein Mann in braunem Mantel mit braunem Kreuz, und kriegerische Wehr hing an seiner Seite. An der Stimme erkannte ich meinen ehemaligen Gesellen Balthasar. Er verkündete mir dass er einem deutschen Wildgrafen, dem Großkomtur der Tempelherren dort, als Knappe diene. Erschreckt von diesen Worten um das Seelenheil des jungen Mannes, den ich einst väterlich liebte und dem ich noch zugetan bin, erhob ich mich. Mit den eindringlichsten Worten ermahnte ich ihn, von so ketzerischem Weg zurückzukehren. Doch er schwor bei allem, was den Christen heilig sei, man habe mich belogen. Die Mitglieder des Ordens wären gläubiger als alle anderen Gläubige. Von je-

ner Zeit an, Herr, weiß ich nicht, wie mir ist. Der Kanzler von Frankreich, Wilhelm von Nogaret, hat mich zu öfteren Malen schon über die Beichte des Tempelherrn vernommen, und sollte ich damals falsch berichtet worden sein, so vergebte mir die Unbill, welche ich dem Orden durch meine Aussage zugefügt habe.«

Als ob die dünne Kruste des glutgeschwängerten Bodens den Ausbruch der Flammen nicht mehr zu hemmen vermag, hier und da das leuchtende Element schon durch enge Spalten zuckt und auf Augenblicke die Nacht erhellt - so stellte es sich in des Meisters Herzen dar. Was half es ihm, wenn auch noch so kräftig gegen eine böse Ahnung anzukämpfen? Mehr und mehr sah Jacob von Molay ein, dass etwas Unheilvolles im Schwange war. Wilhelm von Nogaret! Er, der den Orden hasste, der Kanzler des Königs, sein blindlings ergebener Diener - Wilhelm von Nogaret hatte die Beschädigungen, welche ein, dem Orden Abtrünniger, an den Tag gebracht, schon zu öfteren Malen in gerichtlicher Form aus Florians Mund entgegengenommen. Es war nicht mehr von Mutmaßungen die Rede, von Mutmaßungen, wie sie der deutsche Wildgraf auf Zypern mit so großem Eifer geäußert hatte. Eine traurige Wahrheit trat an ihre Stelle. Und dennoch wollte Jacob von Molay noch nicht ganz diesem Fürchten Raum geben. Zwar scheute er jetzt, dem Blick des erfahrenen Boulogne zu begegnen; doch zur Seite hin, unter den herniedergezogenen Braunen hindurch suchte sein Auge in den Mienen desselben zu lesen. Aber fest und ernst, unwandelbar schaute Boulogne in die Schriften, und dem vergeblichen Mühen entsagend, forschte der Meister weiter bei Florian. Der erzählte ihm nun das Abenteuer, wie Köhler den Nosso Dei befreit und dieser jetzt behaglich in Freuden

mit dem Prior von Montfaucon in Paris lebe. Das berührte den Meister noch schmerzlicher, seine Fassung war auf dem Punkt, ganz und gar zu wanken. Doch alle Kraft zusammennehmend, wandte er sich folgender Gestalt an Florian.

»Die Zweifel, welche in Euch aufgestiegen sind, deuten auf das Herz eines wahrhaften Christen. Dass ich sie heben könne, war keine falsche Voraussetzung von Euch. Ich will sie heben, Florian, will sie heben, soweit es die Geheimnisse des Ordens erlauben ...«

»Also doch Geheimnisse?«, stutzte der Waffenschmied. »Auch von Geheimnissen war die Rede, davon kein Christenkind, wenn nicht Tempelherr, Kunde haben dürfte.«

»Wer sprach davon?«

»Wie Ihr nur fragen könnt! Ganz Paris zerbricht sich den Kopf, was für Geheimnisse die wohl sein könnten, welche selbst Nosso Dei und der Prior dem König nicht offenbaren mochten. Auch mich fragte der Kanzler darum. Der Prior, meinte er, würde sie mir wohl in der Beichte anvertraut haben.«

»Freilich, freilich«, wandte sich der Meister von dem Waffenschmied, indem er hastigen Schrittes das Ende der Halle suchte, »das Geheimnis reizt, reizt selbst eines Königs Neugier - warum sollte es nicht die Geheimniskrämerei eines Nogaret reizen? Mögen sie denken, was sie wollen«, fuhr er im Selbstgespräch fort, »mich soll es nicht kümmern, und beschämt werden sie endlich abstehen von dem knabenhaften Verlangen. Was durch zwei Jahrhunderte so treu bewahrt worden ist, was kein Renegat verraten konnte, das wird wohl auch zwei Abtrünnigen verborgen geblieben sein.«

Gerade war der Meister zur Tür der Halle gelangt, da öff-

nete sich diese, und herein trat Wilhelm von Nogaret. Wer vermöchte die Empfindungen eines Jacob von Molay zu schildern, als er so plötzlich den Todfeind des Ordens von Angesicht zu Angesicht erblickte? Welche Überwindung mochte es ihm kosten, den Mann, der insgeheim so böse Absichten gegen den Orden hegte, mit gebührender Höflichkeit, dem Kanzler des Königs schuldigen, zu empfangen? War es ein Wunder, dass plötzlich das freie Wort von des Meisters Mund gewichen war? War es nicht eine natürliche Folge der Unterredung mit dem Waffenschmied, dass des Meisters Charakter sich in jedem seiner Worte verleugnete? Jacob von Molay erkannte vielleicht selbst nicht, wie jede einzelne Begebenheit langsam, unwiderstehlich und sicher all seine Entwürfe, ja sein höchstes Trachten ihm aus dem Blick rückte. Und so sah er sich plötzlich in dem Farbenwechsel der höfischen, gleisnerischen Verstellungskunst geworfen, die eines Großmeisters des Tempelherrenordens unwürdig war. Nogarets fragender Blick, wie er auf dem Waffenschmied haftete, bestimmte des Meisters Worte. Und siehe da, das wahre Ich spiegelte sich darin.

»Ihr scheint verwundert, Herr Kanzler! Ihr scheint verwundert, dass dieser Mann, untergeordnet in der menschlichen Gesellschaft, zu mir, dem Erlauchten, sich gedrängt hat. Doch das hat seine besonderen Gründe. Besondere Gründe hat es wohl auch, dass Ihr mit so hoher Verwunderung ihn anschaut.«

»Ich muss gestehen, hoher Herr«, rang der Kanzler nach Worten, »dass es mich befremdet, ihn hier anzutreffen.«

»Ich dünkte nicht, dass Ihr ihn kennt, obwohl sein Äußeres einen Hochadeligen gar abenteuerlich bekundet. Seht nur, Herr Kanzler, dieses Barett von schwarzem Samt, mit veil-

chenblauen Pauschen, diesen Reiher - kann ein Edelknecht der Königin ihn schöner tragen? Dieser Spitzenkragen, wie künstlich ist er nicht gearbeitet - man sollte denken, die zarteste Minne habe ihn geschaffen. Dieses Wams - wenn auch grell von blau und gelb zusammengesetzt - würde es nicht einen schlanken Edelknecht zieren? Wie schön die Bänder an den Kniehosen geknüpft sind, und wie aufmerksam die Schnäbel an den Schuhen aufwärts gezogen durch goldene Kettlein! Seht nur den Faltenwurf des kurzen Mantels - das spitze Ding da an der linken Seite, und dann«, führ er mit erhöhter Stimme fort, »betrachtet das Siegel, welches auf der Stirn dieses Mannes leuchtet, das Siegel der königlichen Gnade - soll ich den Mann nicht in meiner Audienz empfangen?«

Der Meister stand zwischen dem Kanzler und dem Waffenschmied. Der Kanzler versuchte seine Verlegenheit hinter einem Lächeln zu verbergen, wie es jedem Hofmann eigen ist. Der Waffenschmied stand halb abgewandt, zupfte an Kragen und Handschuhen, betrachtete sich wohl zehnmal und versuchte auf jede mögliche Weise dem Blick des Kanzlers auszuweichen.

»Ich begreife das, hoher Herr«, erhob sich endlich Nogaret, »wie konntet Ihr auch vermuten, dass unter dieser glänzenden Hülle eine ganz gewöhnliche Frucht verborgen wäre. Man hat Beispiele«, fügte er mit vertraulichem Blick hinzu, »dass schöne Töchter reiche Väter machen; dass die sanfte Regung in dem Herzen eines Königs - doch genug davon. Ihr werdet das selbst erfahren, wenn Ihr erst länger in Paris seid. Habt die Gnade und entlasst den Mann. Was ich mit Euch zu verhandeln habe, bedarf keines solchen Zeugen.«

»Mitnichten, Herr Kanzler!«, brach der gerade, offene, rit-

terliche Sinn des Meisters hervor. »Den Mann entlasse ich nicht - und Ihr seid mir zur guten Stunde gekommen.«

»Doch bedenkt, hoher Herr, der Mann gehört nicht unter Eure Gerichtsbarkeit. Ihr dürft ihn nur mit Vorwissen unse-res allergnädigsten Königs gefangen halten.«

»Ihr habt mich missverstanden, Herr Kanzler, den Mann will ich nicht gefangen halten, aber - Euch, Herr, Euch, wie den Schröter am Faden.«

»Mich? Mich wollt Ihr festhalten? Den Kanzler des Königs von Frankreich?«

»Bei unserer lieben Frau! Boulogne, den Staatsmann hätte ich nicht für so dumm gehalten! Lieber Herr, mit Verlaub, hat Seine Majestät der König von Frankreich noch mehr so gescheite Minister? Ihr denkt wohl, es läge mir an Eurer Person? Kurzsichtiger, hinterlistiger Kanzler! Dergleichen Stotzen, wie Ihr seid, kann ich aus meinen geringsten Knechten schnitzen. Doch Rede sollt Ihr mir stehen, warum, weshalb Ihr diesen Waffenschmied in gerichtlicher Form vernommen habt? In Betreff des Tempelherrenordens vernommen?«

Wenn auch die letzte Eröffnung des Meisters den Kanzler gar sehr überraschte, so war er doch Hofmann genug, um sein ganzes Empfinden nicht zur Schau zu tragen. Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, dass Hinterlistige, Betrüger, Bösewichter zum Trotz ihre Zuflucht nehmen, mit der ungeheuersten Frechheit den Anstrich der beleidigten Unschuld zu erhalten versuchen, wenn sie sich auf eine Stufe geführt sehen, die entweder zum Verderben führt, oder, während sie sich auf derselben erhalten, den Glorienschein des Rechtes um sich verbreitet sehen. So Wilhelm von Nogaret, und der mächtigen königlichen Stütze sich bewusst, stellte er sich gekränkt, machte dem Meister Vorwürfe, dass er so ge-

rade hin auf das Wort eines durch den Zufall begünstigten Waffenschmiedes den Kanzler so schnöde behandelte.

»Ich werde mich bei dem Gerichtshof beklagen«, verfolgte er sich am Schluss dieser Worte, »der mächtig genug ist, die treuen Diener des allerchristlichsten Königs gegen die Unbill des übermütigsten Ordens zu schützen. Ich werde mich Seiner Majestät zu Füßen werfen. Nichts anderes will ich von ihm heischen als Recht gegen Euch.«

»Sorge nicht, Wilhelm von Nogaret«, rief ihm der Meister nach. »Recht soll dir werden - geschworen sei es bei unserer lieben Frau!«

Zwölftes Kapitel

Durch die nächtliche Stille, wie man sie in Paris gewohnt war, wenn ein Tag von dem anderen scheidet, drang der heisere Gesang wilder Zecher. Ein nicht unscheinbares Haus war der Sitz der Freude. Und wie sie hier in dem dunstigen Gemach versammelt waren, von einer flackernden Ampel erhellt, so hätte man mutmaßen können, dass die vier Zecher die Zeit mit dem Genuss verdoppeln wollten, denn Zug um Zug leerte einer wie der andere den großen Becher, welchen er mit der rechten Hand stets festhielt. Die Linke ruhte an dem Griff einer riesigen Kanne, aus welcher dem Becher stets neue Nahrung zuströmte. Jeder von den vier Männern hatte eine Seite des Tisches eingenommen. Da saß denn der Prior von Montfaucon seinem Freund Nosso Dei gegenüber. Ihre Gesellschafter waren Guillaume Pisdoue und Rene Bourdon, zwei von des Königs Dienern, welche stets um ihn selbst beschäftigt waren, und seine Geheimschreiber vor-

stellten. Wie es mit dem Waffenschmied von Beziars ergangen war, so erging es auch hier, nur in vergrößertem Maßstab, der geistigen Überlegenheit der beiden Abtrünnigen zufolge. Von des Königs Geld wurde geschwelgt, seine köstlichsten Weine dienten nur dazu, den Prior und den Italiener in einem steten Taumel zu erhalten. Die Gesellschaft der beiden königlichen Diener war das beste Mittel, die Verräter von jedem anderen Umgang zurückzuhalten. Und so ging es denn in Saus und Braus, bis die erschöpften Lebensgeister den Dienst aufkündigten, gänzliche Trunkenheit die Säufer zu Boden warf. Dass hier zuweilen die Vorsicht aus den Augen gesetzt wurde, das war keinem Zweifel unterworfen. Manches allzu rasche Wort flog über die dienstwilligen Lippen, nur allzu treue Verkündiger der Herzensmeinung, wenn der Wein seine Herrschaft geltend macht. Heute überschritt die Lust der Trunkenbolde alle Grenzen der Vorsicht. Ihr Gesang konnte

füglich ein rohes Brüllen genannt werden. Die Worte des Liedes mussten anderen Worten weichen, entnommen aus dem Hass gegen den Orden der Tempelherren. Jeder prüfte seinen Witz an diesem Gegenstand und wusste vielleicht selbst nicht, wie große Schmach er über den Orden daherstieß. Sich selbst priesen NossoDei und der Prior als die Rächer des christlichen Glaubens, der so fürchterlich verhöhnt worden war. Zu jeder Strophe welche der eine oder der andere sang, gaben die übrigen drei den Chor ab, dessen Text aus einer Lobpreisung des Königs bestand. Nun sang der Prior:

*Saufet, Brüder!
Singet Lieder!*

*Tempelherren sind bei Euch.
Was geblieben?
Saufen, Lieben,
von dem Tempelherrenreich.*

Und der Chor hängte die Strophen daran:

*Doch der Kirche bester Sohn,
rächend wahren Glaubenshohn,
schwingt die Faust zur Strafe schon.*

Auf diese Weise hatte der Rundgesang schon ziemlich lange gedauert, da plötzlich erschienen zwei fremde Gestalten, unerwartet, und die Zechenden erschreckend. Sie waren der Dauphin von Auvergne und Montroyal. Der Abtrünnigen und der königlichen Diener Blicke hafteten im verschiedensten Ausdruck auf den beiden kräftigen Rittern, die mit Schwert und Dolch bewaffnet mehr als dreist nahe zu den Zechenden hingetreten waren. Der Prior war der Erste, welcher der Rede wieder mächtig wurde, und fragte trotzig: »Was führt Euch her, Ihr Ritter vom Tempel? Was untersteht Ihr Euch unsere gute Gesellschaft so zudringlich zu stören? Wie mögt Ihr Euch unterfangen, als ungeladene Gäste in ein fremdes Haus zu dringen? Ich denke, in Paris wird man vor dem Übermut des Ordens sicher sein!«

»Schweigt, Prior von Montfaucon!«, hinderte Montroyal die weiteren Worte desselben. »Das Fragen ist an uns - Ihr und Nosso Dei sollt uns Rede stehen.«

»Beim Teufel! Ihr sprecht derb!«, entgegnete der Prior, mit Mühe sich vom Sitz erhebend. »Ich soll Euch Rede stehen? Ich soll Euch Rede stehen! Bedenkt, Herr, dass wir in Paris

sind, nicht in Jerusalem oder auf Zypern. Des Königs Gnade schützt ...«

»Keinen Verräter.«

»Ha! Das Wort ...«

»Passt für Euch! Betrüger seid Ihr, Abtrünnige des Ordens, die sich von den Früchten des Verrats mästen. Die da schwelgen von der traurigen Erkenntlichkeit eines betrogenen Königs. Wir sind nicht hierher gekommen, um zur Kurzweil Euch zu sagen, was Ihr seid; nein, nein! Der Rache des Ordens seid Ihr verfallen in dieser Mitternacht! Und folgt Ihr nicht willig hin zum Tempel, so rötet Euer verbrecherisches Blut diesen Boden!«

Montroyals Bewegung entblößte nicht sowohl sein eigenes Schwert, sondern auch das des Dauphins entfloß der Scheide. Die Flamme der Ampel spiegelte sich in dem hellen Stahl, der tödlich den beiden Abtrünnigen drohte. Auf flogen die königlichen Diener, auf flog Nosso Dei, um sich weit genug vor den beiden Rittern zurückzuziehen.

Nur der Prior hielt Stand, und mit aller Kälte eines Ruchlosen setzte er Montroyal die Worte entgegen: »Meiner Treu! Das ist ein ritterliches, edles Betragen! Wehrlose überfallen in der Stunde unschuldiger Lust und Freude. Ei, sagt mir doch, Herr, welcher Meister Euch solches gelehrt hat?«

»Welcher Meister, du sündiger Hund! Dein Mund ist nicht wert, nur eine Silbe seines Namens auszusprechen, dein Ohr zu schlecht, aus meinem Mund seinen Namen zu hören. Und nun von dannen, oder ich renne dich durch und durch!«

Da reckte sich der Prior hoch und drohend empor und donnerte ihm die Worte zu: »Wage es, Tempelherr, Hand an einen Christen zu legen! Kennst du die Regel nicht? Wisse

denn, dass ich mit der Kirche ausgesöhnt und Christ wieder bin, gleich Dir! Sieh doch, wie du das Schwert wieder sinken lässt. Tore seid Ihr, dass Ihr Euch Tempelherren schimpfen lasst und erbärmliche Knechte der Regel seid. Geht nach Hause, sagt Eurem Meister, mit roher Gewalt ließe sich in Frankreichs Hauptstadt nichts ausrichten. König Philipp sei Herr in Paris. Was sich zum Orden auch bekennen möge, Knechte sind sie alle, gleich uns.«

Der Dauphin folgte Montroyals Beispiel. Der unterdrückte Zorn begleitete die beiden durch die Tür, und überdies noch der höhnische Gesang:

*Saufet, Brüder!
Singet Lieder!
Tempelherren sind bei Euch.
Was geblieben?
Saufen, Lieben,
von dem Tempelherrenreich.*

Ende des zweiten Teils